



Michael R. Ott, Helge Perplies

DAS ROMANTISCHE MITTELALTER DER GERMANISTIK

Über Vergangenheit und Gegenwart
eines populären Fachs

[transcript] Lettre

Michael R. Ott, Helge Perplies
Das romantische Mittelalter der Germanistik

Lettre

Michael R. Ott, geb. 1982, lehrt Germanistik und Mediävistik an der Ruhr-Universität Bochum. Seine aktuellen Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Disziplingeschichte und der Postcolonial Studies.

Helge Perplies, geb. 1983, ist germanistischer Mediävist und arbeitet in der Universitätsbibliothek Leipzig. Er forschte und lehrte zu Reiseliteratur, Dämonologie und postkolonialem Mittelalter.

Michael R. Ott, Helge Perplies

Das romantische Mittelalter der Germanistik

Über Vergangenheit und Gegenwart eines populären Fachs

Mit einem Nachwort von Racha Kirakosian

[transcript]

Gefördert von der VolkswagenStiftung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-No-Derivatives 4.0 Lizenz (BY-NC-ND). Diese Lizenz erlaubt die private Nutzung, gestattet aber keine Bearbeitung und keine kommerzielle Nutzung. Weitere Informationen finden Sie unter

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Um Genehmigungen für Adaptionen, Übersetzungen, Derivate oder Wiederverwendung zu kommerziellen Zwecken einzuholen, wenden Sie sich bitte an rights@transcript-publishing.com

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2024 im transcript Verlag, Bielefeld

© Michael R. Ott, Helge Perplies

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Umschlagabbildung: Carl Friedrich Lessing: Die tausendjährige Eiche (Detail). Öl auf Leinwand, 1837. Städtisches Kunstinstitut und Städtische Galerie (<https://www.staedelmuseum.de/go/ds/1011>).

Lektorat: Lena Lindhoff

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-6892-6

PDF-ISBN 978-3-8394-6892-0

<https://doi.org/10.14361/9783839468920>

Buchreihen-ISSN: 2703-013X

Buchreihen-eISSN: 2703-0148

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter www.transcript-verlag.de/vorschau-download

Inhalt

I. Ist die Romantik schuld?	7
II. Steckt die Germanistik in der Romantik fest?	13
Die Mittelaltergermanistik	15
Die Germanistik, ihr Mittelalter und die Romantik	22
Jüngere Veränderungen und Neuorientierungen	24
Überblick über dieses Buch	33
III. Wie geht man richtig mit dem Mittelalter um?	39
Poesie höfischer Ritter	41
Ein Mittelalter für die Gegenwart	44
Mittelalterrezeption und Mediävalismus	48
Zuständigkeiten, Kompetenzen und Ko-Disziplinarität	62
Postromantische Positionen	69
IV. Darf man mittelalterliche Erzählungen übersetzen?	73
Eine kurze Geschichte des Übersetzens mittelalterlicher Texte	75
Der <i>Arme Heinrich</i> in der Ausgabe der Brüder Grimm	81
Karl Lachmann und die Erfindung der wissenschaftlichen Edition	89
Alternativen zur Lachmann'schen Methode	97
Neuaustrichtung seit den 1960er-Jahren	100
V. Muss ich Iwein sein wollen?	111
Feministische Perspektiven	115

Postkoloniale Perspektiven	117
Nibelungische Perspektiven	124
VI. Warum brauchen wir mehr unterschiedliche Stimmen?	129
Rassismus und Nationalismus	130
Neue Heterogenitäten	133
Neue Kollektive und neue Publikationsformen	136
Mehr Vielfalt wagen	142
VII. Kommt das in der Klausur dran?	147
Studierende ernst nehmen	153
Postromantische Perspektiven	157
Literaturverzeichnis	161
Nachwort	
von <i>Racha Kirakosian</i>	173
Danksagung	187

I. Ist die Romantik schuld?

Wie lange soll, wie lange soll denn
die Romantik weitergehn?
Doch, gesetzt, sie würde aufhörn,
wohin dann weiter,
nur noch bis zur Grenze?¹

Wir werden die Romantik nicht mehr los. Nicht die Epoche, die wir mit Werken der Kunst und Literatur verbinden; nicht das Bündel an Gefühlen und Handlungen, die wir romantisch zu nennen gewohnt sind; und auch nicht die Diskussionen, die ab und an auftauchen, wenn wieder einmal die Romantik an diesem oder jenem die Schuld trägt. Zum Beispiel im Dezember 2021, nach fast zwei Jahren Pandemie. In der *taz*, der eher linken und an den Grünen orientierten Tageszeitung aus Berlin, erscheint in der Samstagsausgabe vom 18./19. Dezember 2021 ein längerer Artikel, der sich denjenigen widmet, die sich nicht gegen das Coronavirus impfen lassen möchten. Zu dieser Zeit wird gerade darüber diskutiert, warum die Impfquoten in manchen europäischen Ländern höher sind als in Deutschland (und überhaupt im deutschsprachigen Raum). Ob diese vergleichsweise große Impfskepsis in Deutschland auch auf die Romantik zurückzuführen sei, auf eine spezifisch deutsche Abneigung gegen moderne Medizin und außerdem auch auf eine

1 Magnus William-Olsson/Monika Rinck: *Homullus absconditus* [Hypno-Homullus], S. 61.

spezifisch deutsche Hinwendung zu irgendwie natürlichen Formen der Heilung und Gesundheit, diesen Fragen geht der Artikel nach.²

Dass es auf diese Fragen keine einfachen Antworten gibt, das wird beim Lesen schnell klar. Es gebe nicht den einen Grund für die Impfskepsis, heißt es; auch seien nicht alle Impfgegner zugleich auch Anthroposoph*innen oder Anhänger der Homöopathie; und für manche Menschen bedeute Freiheit eben auch, den Staat auf Abstand zu halten, zumal dann, wenn es um den eigenen Körper geht. Möglicherweise müsse man auch zwischen Ost- und Westdeutschland unterscheiden, auch zwischen der Bundesrepublik und der Schweiz, auch zwischen der Schweiz und Österreich. Zu Wort kommen in dem Artikel aber auch Menschen, die durchaus eine Verbindung sehen zwischen der Romantik auf der einen Seite sowie – auf der anderen Seite – der im 19. Jahrhundert entstandenen (und der Industrialisierung gegenüber kritisch eingestellten) Lebensreformbewegung, der Anthroposophie eines Rudolf Steiner, dem völkischem Denken und – letztlich – der Ablehnung von Impfungen. Und wie immer, wenn die Romantik an diesem oder jenem die Schuld trägt, ist auch die Aufklärung nicht weit, die – so wird im Artikel erklärt – im deutschsprachigen Raum einen schweren Stand gehabt habe. Als ein schlecht aufgeklärtes Volk, so lautet das zugehörige Argument, konnten »die Deutschen« quasi hemmungslos und unrettbar romantisch sein, konnten sie sich völlig der Romantik verschreiben. Man merkt schon: »Die Deutschen« werden das Etikett der Romantik einfach nicht los.

Ist die Romantik, die so fest an diesen Deutschen haftet, also dann doch an der Impfskepsis schuld? In der Onlineausgabe der *Zeit*, der ziemlich bürgerlichen Hamburger Wochenzeitung, widerspricht wenige Tage nach dem *taz*-Artikel nicht irgendwer, sondern Stefan Matuschek, seines Zeichens Germanistik-Professor an der Friedrich-Schiller-Universität Jena und zu dieser Zeit gerade auch Präsident der Goethe-Gesellschaft in Weimar.³ In diesem Jahr, im Jahr 2021, war ein Buch von ihm erschienen, mit dem Titel: »Der gedichtete Himmel. Eine

2 Christian Jakob: Eine deutsche Besonderheit.

3 Stefan Matuschek: Der Romantik-Popanz.

Geschichte der Romantik«. ⁴ Stefan Matuschek ist als Germanist nicht nur allgemein vom Fach, sondern er hat sich in den vergangenen Jahren auch intensiv mit der Romantik beschäftigt. Er weiß also, wovon er spricht.

Trägt nun also die Romantik an einer deutschen Impfskepsis die Schuld? So ganz einfach sei die Sache nicht, schreibt Matuschek, doch stellt er immerhin fest, dass man solche Dinge wie die Homöopathie durchaus der Romantik zur Last legen könne, zumindest dann, wenn man ein breites Verständnis von Romantik voraussetzt. Er schreibt:

Der Ausdruck ›romantisch‹ hat eine diffuse, weite Bedeutung, die man auch auf eine technik- und spezialisierungsfeindliche Naturheilkunde beziehen kann. ›Gefühlsbetont, schwärmerisch, die Wirklichkeit idealisierend‹: So erklärt das Duden-Bedeutungswörterbuch das Adjektiv ›romantisch‹, und so kann man passenderweise die Einstellung von Menschen nennen, die die Impfnadel als einen Angriff auf ihre natürliche Gesundheit scheuen und ihrem natürlichen Empfinden mehr vertrauen als Laborexpernten.

Das, was der Duden schreibt, dürfte wohl ungefähr dem entsprechen, was die meisten Menschen meinen, wenn sie etwas als ›romantisch‹ bezeichnen – und gerade bei diesem Begriff stehen Germanist*innen (und Geisteswissenschaftler*innen überhaupt) immer wieder vor dem Problem, dass eigentlich zwei unterschiedliche Gespräche geführt werden: einerseits ein Gespräch derjenigen, die sich mit der ›eigentlichen‹ Romantik beschäftigen und sich damit auskennen, und andererseits ein breites Gespräch über ›das Romantische‹. Das ist ein Gespräch, an dem alle teilnehmen und teilhaben. Es können sich schließlich alle unter dem Romantischen etwas vorstellen, auch wenn sie auf die Schnelle nicht erklären können, was genau man unter der eigentlichen Romantik zu verstehen hat.

Diese beiden Gespräche lassen sich oft nicht gut miteinander verbinden, sodass man dann schnell aneinander vorbeiredet. Sehr schön kann

4 Stefan Matuschek: Der gedichtete Himmel.

man das am Ende der Ausstellung im neuen, im Jahr 2021 eröffneten Romantik-Museum in Frankfurt a.M. sehen, wo die Besucher*innen aufgefordert sind, auf kleine Zettel zu schreiben, was für sie ›romantisch‹ ist. Neben einzelnen Bezügen auf die Ausstellung finden sich dort jede Menge Sonnenuntergänge, rote Rosen und Popsongs. Das Romantische meint eben mehr als nur einen Zeitraum, der etwa am Ende des 18. Jahrhunderts beginnt, etwa ab der Französischen Revolution, und dann bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts reicht.

Dass über die Romantik verschiedene Gespräche geführt werden, das weiß natürlich auch Stefan Matuschek. Man kann, erklärt er in dem Artikel, die Impfskepsis einzelner Menschen durchaus als romantisch bezeichnen – der Begriff ist breit genug. Was laut Matuschek allerdings nicht geht, sind Argumente, denen zufolge Nationen bestimmte Eigenschaften haben, die tief in ihnen verwurzelt sind. Man kann also nicht einfach ›die Deutschen‹ pauschal zu Romantikern erklären. Solche Argumente nämlich seien nun wirklich ›richtige‹ romantische Argumente; Argumente, die tatsächlich in dem Zeitraum entwickelt wurden, den man heute mit dem Wort ›Romantik‹ bezeichnet. »Dass es gerade die Sprache und die in ihr geschriebene Literatur seien«, schreibt Matuschek,

in denen sich dieser Nationalcharakter manifestiere, ist [...] nicht nur im diffusen, sondern auch im historisch-epochalen Sinne eine romantische Position. Sie ist die kulturelle Parallelaktion zu der von der Französischen Revolution inspirierten Hoffnung auf einen geeinten deutschen Nationalstaat. Sie führt zur Idealisierung der Volkspoesie [...] und zur Gründung der Germanistik.

Das ist nun freilich eine gute Beobachtung und das ist ein gutes Argument, auch wenn der auslösende *taz*-Artikel durchaus eher offen und fragend war und im Artikel gar nicht klipp und klar behauptet wurde, dass sich viele ›der Deutschen‹ wegen ›der Romantik‹ nicht würden impfen lassen. Aber wie dem auch sei: Man merkt, dass man vorsichtig sein muss, mit der Romantik und dem Romantischen. Selbst die Frage, ob die Romantik an diesem oder jenem schuld sei, kann

eine Frage sein, an der die Romantik schuld ist. Und so ist auch Stefan Matuschek vor diesem Problem nicht gefeit, wenn er in seinem Artikel dann noch ein kleines Lob der Romantik anstimmt, das man wohl als romantisch bezeichnen kann. Die »historische Romantik«, schreibt er, sei ein »europäisches Ereignis« gewesen, sie zeuge »von einem aufgeklärten Verhältnis zur Funktion und Bedeutung der menschlichen Fantasie« und die Romantik eröffne »Sinn- und Deutungsperspektiven jenseits von überprüfbaren Tatsachen«. Und am Schluss des Artikels empfiehlt Matuschek dann einen Besuch des bereits erwähnten Romantik-Museums, um »den Blick von der deutschen Nabelschau zu heben«. Dumm nur, dass dieses Museum nun gerade »*Deutsches* Romantik-Museum« heißt, die Nabelschau also schon im Titel trägt... Man merkt: Wir werden die Romantik einfach nicht los.

II. Steckt die Germanistik in der Romantik fest?

Die Hauptpunkte, um welche die heutigen methodologischen und ideologischen Auseinandersetzungen kreisen, können fast immer direkt auf das romantische Erbe zurückgeführt werden.¹

Wie wollen wir damit umgehen, dass uns die Romantik nicht loslässt, dass sie uns weiter begleitet und weiterhin prägt? Wie wollen wir die unterschiedlichen Gespräche über die Romantik führen und vielleicht auch miteinander verknüpfen? Wie wollen wir uns einerseits zur ›eigentlichen‹ und andererseits auch zur ›populären‹ Romantik verhalten? Dieses Buch sucht keine umfassenden Antworten auf diese Fragen, auch keine endgültigen Antworten. Die Themen, die wir diskutieren, und die Fragen, die wir aufwerfen, haben aber viel mit den Gesprächen zu tun, die schon seit Langem und heute immer noch über die Romantik geführt werden. Uns geht es dabei aber insbesondere um einen ganz speziellen Bereich dieser Gespräche, nämlich um denjenigen Teil der Germanistik, der für die Beschäftigung mit mittelalterlichen Texten in deutscher Sprache zuständig ist. Wir möchten besser verstehen, wie sich die Romantik auf das Gespräch ausgewirkt hat, das in diesem Teil der Germanistik über mittelalterliche Texte geführt wurde und bis heute noch geführt wird.

1 Paul de Man: Wordsworth und Hölderlin, S. 1141.

Der bereits erwähnte Stefan Matuschek hat in seinem *Zeit*-Artikel schon darauf hingewiesen, dass die Germanistik als ein neues Fach an den Universitäten in mancherlei Hinsicht eine romantische Erfindung ist. Eine wichtige Rolle spielte dabei das romantische Interesse am Mittelalter und dieses Interesse richtete sich eben auch auf die mittelalterlichen Erzählungen und Romane, also auf das, was wir gewohnt sind, ›Literatur‹ zu nennen. Deshalb ist die Germanistik *auch* eine romantische Wissenschaft – zumindest in ihren Anfängen. Dieses romantische Erbe der Mittelaltergermanistik wurde und wird seit den Anfängen im frühen 19. Jahrhundert auf vielfältige Art und Weise bewahrt und verändert, zurückgedrängt und wieder aufgegriffen, transformiert und diskutiert. Über diese Prozesse wollen wir in diesem Buch nachdenken und auch darüber, wie eine Mittelaltergermanistik nach der Romantik aussehen könnte.

Um unserem Vorhaben einen Namen zu geben, um daraus ein Projekt zu machen, haben wir angefangen, von einer ›postromantischen Mittelaltergermanistik‹ zu sprechen. Der Begriff scheint uns hilfreich zu sein, auch wenn wir uns nicht immer auf diejenigen Formen von Romantik beziehen, über die man sich etwa in einem Einführungsbuch zur ›eigentlichen‹ Romantik informieren kann. Mitunter greifen wir nämlich auch das auf, was im ›populären‹ Gespräch unter dem Romantischen verstanden wird. Außerdem hat die Vorsilbe ›post‹ nicht nur eine einzige konkrete Bedeutung, sondern kann in diesem Buch unterschiedliche Betonungen annehmen. Einerseits meint das ›post‹ in ›Postromantik‹ ein zeitliches ›nach‹. Zugleich meint dieses ›post‹ aber auch ein ›darüber hinaus‹, so wie die sogenannte Postmoderne nicht nur ihren zeitlichen Ort ›nach‹ der Moderne hat, sondern auch über die Moderne hinausgehen und etwas Neues und Neuartiges sein möchte. Wenn wir darüber nachdenken, wie eine postromantische Mittelaltergermanistik aussehen könnte, dann fragen wir also nicht nur, was nach der Romantik kommt. Wir fragen auch, wie man über die Romantik hinauskommen kann – und im Lauf der Arbeit an diesem Buch haben wir auch gelernt, dass man manchmal auf die Romantik zurückgreifen muss, um die Romantik zu überwinden. Die Romantik,

sie hört einfach nicht auf, und so stehen wir oft diesseits *und* jenseits der Romantik.

Die Mittelaltergermanistik

Der Teil der Germanistik, um den es uns geht, die Mittelaltergermanistik (auch Germanistische Mediävistik genannt), steht nur ab und an im Licht der Öffentlichkeit. Das, was wir gemeinhin Mittelalter nennen, mag heutzutage in verschiedener Hinsicht und aus verschiedenen Gründen durchaus populär sein, die zugehörige Literaturwissenschaft ist es eher weniger. Das könnte auch ein wenig damit zusammenhängen, dass sich die Mittelaltergermanistik für aktuelle, populäre Formen des Umgangs mit dem Mittelalter kaum interessiert – wir werden auf diesen Umstand noch in einem Kapitel eigens zu sprechen kommen. Es mag aber auch damit zusammenhängen, dass mittelalterliche deutschsprachige Erzählungen einer breiteren Öffentlichkeit oft nur dem Namen nach bekannt sind. Natürlich ›kennen‹ viele, vielleicht die meisten, das *Nibelungenlied*; sicherlich hat man von Tristan und Isolde schon gehört – und Freunde von Wagner-Opern sind sowieso im Vorteil, hat doch Wagner immer wieder mittelalterliche Stoffe auf die Opernbühne geholt. Möglicherweise ›kennt‹ man auch noch Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach, den Verfasser des *Parzival*, aber gelesen wird dieser Roman außerhalb der Universitäten wohl eher selten.

Auch in den Schulbüchern sind die Lyrik und die Erzählungen des Mittelalters heutzutage weitgehend abwesend. Dass das einst anders war, ist freilich Teil des Problems, denn die Überfülle an mittelalterlichen Texten in den Lese- und Schulbüchern noch der 1950er- und 1960er-Jahre war einer der Gründe, warum man diese Texte seit den 1960er-Jahren ziemlich radikal aus den Schulbüchern und Lehrplänen gestrichen hat. Zwar hat die Mittelaltergermanistik viele Anstrengungen unternommen, um für die mittelalterlichen Texte zu werben, denen sie sich widmet, der Erfolg scheint aber überschaubar zu sein. (Und es ist vielleicht auch gar keine gute Idee, die Texte des eigenen Fachs so super gut zu finden, dass man glaubt, dafür werben zu müssen. Auch

auf dieses Problem einer starken Identifikation mit mittelalterlichen Texten kommen wir noch zurück.) Ein Grund, warum wir dieses Buch geschrieben haben, besteht auch darin, besser verstehen zu wollen, wie sich das Verhältnis entwickelt hat zwischen der Mittelaltergermanistik, den deutschsprachigen Texten des Mittelalters und einer breiteren Öffentlichkeit. Es handelt sich, so viel können wir hier bereits verraten, um ein kompliziertes und durchaus schwieriges Verhältnis.

Die Geschichte dieses Verhältnisses ist schon an und für sich spannend. Die Germanistik hat nämlich als das, was man früher ›Nationalphilologie‹ nannte, eine wichtige Rolle gespielt für das kulturelle Selbstverständnis des deutschsprachigen Raums und der verschiedenen Nationalstaaten, die in den letzten rund zweihundert Jahren in diesem Raum Bestand hatten und zum Teil noch haben. Den etwas sperrigen Begriff ›Philologie‹ übersetzt man gerne mit ›Liebe zum Wort‹; damit ist aber wenig gesagt und noch weniger erklärt. Philologie ist im 19. Jahrhundert auch eine akademische Lebensform, bei der sich vielleicht nicht alles, aber doch vieles um die Edition dreht, um das Herausgeben von Texten, die oft aus lange vergangenen Jahrhunderten stammen. Der Philologe nimmt sich dieser Editionen an und erarbeitet sie mit großer Mühe und mit einem Fleiß, der oft bis heute beeindruckt. Was die Philologen allerdings nicht so sehr interessiert hat, sind all die Formen der Annäherung an Texte, die für die Literatur- und Kulturwissenschaften seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts relevant geworden sind. Deshalb kann auch bis heute die Selbstbezeichnung als Philologe oder Philologin dazu genutzt werden, um zum Ausdruck zu bringen, dass man mit dem, was man Kulturwissenschaften nennt, nichts zu tun haben möchte.

Als ›Nationalphilologie‹ war die Germanistik nicht nur zuständig für die großen Autoren (und deshalb auch für zuverlässige Textausgaben), für die Beschäftigung mit Nachlässen sowie für Interpretationen, Biografien und Literaturgeschichten. Die Germanistik war auch zuständig für die Erforschung der deutschen Sprache und ihrer Dialekte, noch bevor sich ein Teil der deutschsprachigen Länder im Jahr 1871 zu einem Kaiserreich unter preußischer Führung vereinigte. Zwar wurde in diesem Kaiserreich nicht nur Deutsch gesprochen, sondern auch

Jiddisch, Polnisch, Tschechisch, Sorbisch, Französisch, Niederländisch, Dänisch und so weiter; aber die im 19. Jahrhundert immer stärker werdende Gleichsetzung von *einer* Nation mit *einer* Sprache hat auch die Germanistik geprägt, die sich zunächst für den gesamten germanischen Raum zuständig gefühlt hat (also etwa auch für das Englische und für die skandinavischen Sprachen). Die Konzentration der Germanistik auf das Deutsche und die deutschsprachige Literatur ist eng mit der Nationenbildung und dem Nationalismus verknüpft. Das betrifft übrigens nicht nur die sprach- und literaturwissenschaftliche Germanistik, die wir heute mit dem Begriff verbinden. Die Einladung zur ersten Germanistenversammlung im Jahr 1846 richtet sich weitgefasst an »Männer, die sich der Pflege des deutschen Rechts, deutscher Geschichte und deutscher Sprache ergeben«. ²

Zuständig war die Germanistik auch für die Rekonstruktion – manchmal auch die Konstruktion – einer nationalen Vergangenheit; und vorwerfen lassen muss sich die Germanistik, dass in den 1930er- und 1940er-Jahren viele ihrer (in aller Regel männlichen) Vertreter ihr Fach und seine Gegenstände dann auch in den Dienst des Nationalsozialismus gestellt haben. Wenn wir im Verlauf dieses Buchs im positiven Sinn von der Mittelaltergermanistik als einer ›Gegenwartswissenschaft‹ sprechen – also von einer Wissenschaft, deren Beschäftigung mit der Vergangenheit aus der Gegenwart heraus und für die Gegenwart stattfindet –, dann dürfen wir dabei nicht vergessen, dass die Germanistik auch während des Nationalsozialismus in mancherlei Hinsicht eine Wissenschaft im Dienst der damaligen Gegenwart war. Zu diesem Zustand wollen wir natürlich nicht zurück. Deshalb müssen wir dieses Problem im Blick behalten und überlegen, was genau daran romantisch ist, wenn sich Vergangenheit und Gegenwart überschneiden und treffen und miteinander in Austausch treten.

In der Nachkriegszeit hat dann die Literatur in vielerlei Hinsicht Beiträge geleistet zur kulturellen und gesellschaftlichen Transformation der noch jungen Bundesrepublik und der Republik Österreich. Die Germanistik hat allerdings, wohl auch wegen einer großen personellen

2 Zitiert nach Christian Lück: Die Deutschen und das Recht, S. 15.

Kontinuität, ein wenig gebraucht, um mit der Gegenwartsliteratur Schritt zu halten. Die starke Position der Mittelaltergermanistik noch in den 1960er-Jahren hat zu dieser Verzögerung sicherlich beigetragen, denn nicht ohne Grund plädierten die Studierenden der 1960er-Jahre für eine stärkere Beschäftigung mit der jüngeren Literatur – was im Umkehrschluss hieß: Sie plädierten für weniger Mittelaltergermanistik (auch darauf kommen wir noch zurück). Immerhin kann man festhalten, dass die Germanistik in den 1960er-Jahren in der Bundesrepublik ein universitäres Fach war, um das man streiten konnte und wollte – ein Fach, das in der Öffentlichkeit stand; außerdem ein universitäres ›Massenfach‹, wie man so sagt, das durch die Ausbildung von Lehrerinnen und Lehrern und durch den Schulunterricht tiefgreifend in das kulturelle Leben und das kulturelle Selbstverständnis der Menschen eingriff. Die Germanistik verfügte (und verfügt noch immer) über ein nicht zu unterschätzendes Maß an kultureller Macht.

Zugleich ist seit den 1960er-Jahren immer wieder von der ›Krise der Germanistik‹ die Rede, was nicht unbedingt ein Zeichen eines Bedeutungsverlusts sein muss. Ganz im Gegenteil könnte das Reden über die Krise des Fachs einfach eine Möglichkeit sein, um sich über die zukünftige Entwicklung des Fachs zu verständigen. Das Stichwort der Krise bietet immer wieder einen Anlass, um über den Stellenwert, die Aufgaben und die Ziele der Germanistik zu diskutieren. Seit der Jahrtausendwende scheint es allerdings, wenn wir uns nicht täuschen, um die Germanistik in der Öffentlichkeit etwas ruhiger geworden zu sein. Das hat sicher viele und vielfältige Gründe. Ein großes universitäres Fach ist die Germanistik aber auch weiterhin; und auch weiterhin übt das Fach erheblichen Einfluss aus auf das kulturelle Selbstverständnis, nicht zuletzt durch den Deutschunterricht in den Schulen. Auch um die Mittelaltergermanistik ist es in der Öffentlichkeit etwas ruhiger geworden, aber es ist noch nicht ausgemacht, dass das so bleibt.

Im letzten Kapitel dieses Buchs – und auch davor immer wieder – werden wir darüber nachdenken, welche Rolle die Mittelaltergermanistik in den Universitäten und der Öffentlichkeit in den kommenden Jahren einnehmen sollte. Unsere Überlegungen beruhen nicht nur auf aktuellen Entwicklungen, sondern auch auf der Geschichte der Germa-

nistik seit ihrer Gründung vor rund 200 Jahren. Deshalb werden wir in diesem Buch auch auf das Verhältnis zwischen der Mittelaltergermanistik, den deutschsprachigen Texten des Mittelalters und einer breiteren Öffentlichkeit blicken.

Was nun das aktuelle Verhältnis der Mittelaltergermanistik zu einer breiteren Öffentlichkeit anbelangt, besteht zumindest aufseiten des Fachs eher Unzufriedenheit. Es ist ein oft zu hörendes Lamento der Mittelaltergermanistik – dem wir uns nicht anschließen wollen –, dass kaum jemand außerhalb der Universitäten heutzutage Forschung zum Mittelalter liest, zumindest nicht in Deutschland. Was die Menschen gemeinhin über das Mittelalter wissen, so geht das Lamento weiter, verbreitet sich durch Kinderbücher, Fantasyromane und Fantasyverfilmungen, Mittelaltermärkte, Computerspiele und durch Musik – und auch hier läuft musikalisches Schwermetall den Wagner-Opern den Rang ab. Das populäre Mittelalterbild ist voll von Klischees, sagen die Mittelalterexpert*innen. Würden die Menschen mehr von der Forschung lesen, dann wüssten sie auch mehr über das Mittelalter und dann könnten sie zwischen dem wirklichen Mittelalter und den Klischees unterscheiden.

Das Lamento hilft allerdings kaum weiter und ist längst schon selbst zum Klischee geworden. Dies liegt zum einen an der deutschsprachigen Mittelalterforschung, der ›Mediävistik‹, die selten für ein breiteres Publikum schreibt und die sich von populären Mittelalterbildern eher fernhält. Man schreibt zuallererst für die Kolleg*innen. Das hängt auch damit zusammen, dass man sich ja für eine entferntere Vergangenheit zuständig fühlt und gerade nicht für die Gegenwart – was nicht heißt, dass man nicht im selben Atemzug beklagen kann, dass die Mediävistik in aktuellen gesellschaftlichen Diskussionen keine Rolle spielt. So ist es denn auch kein Wunder, dass es kaum eine Verbindung gibt zwischen der akademischen Mediävistik und einer breiteren Öffentlichkeit. So ziemlich jeder Mittelalterroman findet mehr Leser*innen als das neueste Fachbuch zum soundsovielten Todestag Karls des Großen oder zum soundsovielten Geburtstag von Kaiser Friedrich II., von neuen Büchern zum *Nibelungenlied* und zu Walther von der Vogelweide ganz

zu schweigen. Ausnahmen wie Felicitas Hoppes *Die Nibelungen*³ und Grenzgänger wie Umberto Eco bestätigen die Regel mehr, als sie infrage zu stellen.

Das Lamento der Mediävistinnen und Mediävisten hilft aber auch deshalb kaum weiter, weil es gar keine reine, ungetrübte Vorstellung vom Mittelalter jenseits von Klischees gibt. Die mittelalterlichen Überbleibsel, mit denen wir in unserem täglichen Leben in Kontakt kommen, sind schon lange nicht mehr genuin mittelalterlich, sondern über Jahrhunderte hinweg umgestaltet und an die Bedürfnisse der jeweiligen Gegenwart angepasst worden. Das gilt nicht nur für die bei Touristen beliebten mittelalterlich anmutenden Burgen und Kirchen, sondern auch für Städte wie Frankfurt a.M., wo man vor nicht allzu langer Zeit beschlossen hat, einen Teil der im Zweiten Weltkrieg zerstörten Altstadt zu rekonstruieren. Und abgesehen von den irgendwie mittelalterlichen Altstädten, Burgen und Kirchen, mit und in denen wir leben, gibt es eben auch den weiten Bereich des populärkulturellen Mittelalters, der uns umgibt und unsere Mittelaltervorstellungen prägt. Das Mittelalter ist nie einfach ein abgeschlossener Zeitraum in der Vergangenheit. Vielmehr gilt, um es mit dem Titel eines lesenswerten Buchs des Mittelalterhistorikers Valentin Groebner zu sagen: »Das Mittelalter hört nicht auf.«⁴

Auf diese Idee eines nie endenden Mittelalters muss und musste man aber erst einmal kommen. Als sich vor rund 200 Jahren langsam ein neues, mittelalterbegeistertes Fach an den Universitäten etablierte, das man nach einigen Jahren als Germanistik bezeichnete, konnte man mit Fug und Recht davon ausgehen, dass das Mittelalter aufgehört hatte – und zwar zum wiederholten Mal, denn schon die Humanisten des 14. und 15. Jahrhunderts hatten das Mittelalter nicht nur erfunden, sondern es auch aufhören lassen. In den Jahren um 1800 war es dann wieder einmal an der Zeit, das Mittelalter zu beenden: Mit den Napoleonischen Kriegen ging eine Neuordnung der deutschsprachigen Länder einher, wurde ein völlig neues Rechtssystem etabliert, wurden im Rahmen

3 Felicitas Hoppe: *Die Nibelungen*.

4 Valentin Groebner: *Das Mittelalter hört nicht auf*.

der Säkularisation Abteien und Klöster aufgelöst, wurde Kirchenbesitz verstaatlicht und begann sich die spezielle Form von Nationalismus zu etablieren, die wir bis heute kennen und die uns bis heute beschäftigt. Und mit dem Ende des Heiligen Römischen Reichs (Deutscher Nation) im Jahr 1806 endete auch ein Herrschaftssystem, dessen Tradition mindestens bis in das 10. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurückreicht. Am Beginn der Etablierung einer Germanistik als universitäres Fach – als universitäre Disziplin – stand also *ein* Ende jenes Mittelalters, das nicht aufhört.

Dieses Ende aber war zugleich ein neuer Anfang. Die Germanistik des 19. Jahrhunderts nämlich ist zuallererst eine Mittelaltergermanistik. Indem man nach mittelalterlichen Handschriften suchte und Möglichkeiten entwickelte, diese Handschriften im Druck zu präsentieren; indem man Wörterbücher und Grammatiken erstellte, um die Texte der Handschriften lesen zu können; indem man Sprachgeschichte betrieb und Literaturgeschichten schrieb, begann man damit, das Mittelalter neu präsent zu machen, nun eben auch auf wissenschaftliche Art und Weise – wobei in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch unklar ist, was es eigentlich heißt, sich wissenschaftlich mit mittelalterlichen Texten zu beschäftigen. Das hängt auch damit zusammen, dass dieser Anfang in eine Zeit fällt, die ihrerseits von einem tiefen Interesse am Mittelalter bewegt war und in Form der Romantik erzählerische Alternativen zu den Bemühungen der sich langsam etablierenden Germanistik bot. Man musste das Mittelalter nicht unbedingt wissenschaftlich aufbereiten, man konnte es auch in Romanform erzählen, so wie es der Schotte Walter Scott seit den 1810er-Jahren vorgemacht hatte.

Am Anfang der Germanistik stand also ein neu erwachtes, romantisches Interesse an einer Zeit, die in den Jahren um 1800 gerade politisch ein Ende fand, dann aber wissenschaftlich und kulturell ein neues Eigenleben entwickelte. Mit dem Ende des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation und mit der napoleonischen Neuordnung weiter Teile Europas war das sogenannte Mittelalter, diese wirkmächtige Erfindung der Humanisten des 14. und 15. Jahrhunderts, kulturell neu verfügbar geworden. Es bot der Romantik einen Resonanzraum, um Sehnsüchte und Begehren zu artikulieren und auf eine Vergangenheit

zu projizieren, der als einer nationalen Vergangenheit noch eine große Zukunft bevorstand. Was die Humanisten nicht nur beendet, sondern auch ein erstes Mal erfunden hatten, wurde mit der Romantik ein zweites Mal erfunden.⁵

Die Germanistik, ihr Mittelalter und die Romantik

Aus diesem Anfang – oder besser: aus diesen Anfängen – ergeben sich Folgen, mitunter auch Schwierigkeiten, und von einigen dieser Schwierigkeiten handelt dieses Buch. Wir glauben nämlich, dass manche der anfänglichen Weichenstellungen und einige der Konstellationen im frühen 19. Jahrhundert die Germanistik tiefgreifend geprägt haben – und das Fach schon seit Längerem und auch heute noch vor verschiedene Herausforderungen stellen. Zu diesen Herausforderungen gehören etwa die nationalistische Idee einer auf Sprache gegründeten Kulturnation, die Sehnsucht nach dem Mittelalter als »einem Gegenbild zu einer als disharmonisch erfahrenen Gegenwart«,⁶ die Bevorzugung der Tiefe gegenüber der Oberfläche und die Bevorzugung von Ursprüngen gegenüber Bearbeitungen, der Vorzug der ›Poesie‹ vor den anderen Künsten sowie die Konzentration auf ein romantisches Liebeskonzept

5 Man kann sogar (mit Kathleen Davis: *Periodization and Sovereignty*, S. 9) argumentieren, dass das Mittelalter, so wie wir es heute kennen, überhaupt erst im 18. und 19. Jahrhundert »erfunden« wurde: »Trotz der humanistischen literati, die Petrarca folgten (für den, wie wir uns erinnern sollten, das ›dunkle Zeitalter‹ seine eigene Zeit war), ist das ›Mittelalter‹, wie wir es heute kennen, keine Idee der Renaissance. Es ist eine viel spätere Verdinglichung von Kategorien, die als Mittel zur Legitimierung von Herrschaft und Eroberung entstanden sind.« (»Despite the humanist literati following Petrarch (for whom, we should remember, the ›dark age‹ was his own time), the ›Middle Ages‹ as we know it today is not a Renaissance idea. It is a much later reification of categories that emerged as a means of legitimizing sovereignty and conquest.«) Alle Zitate, die wir der englischsprachigen Forschung entnehmen, haben wir ins Deutsche übersetzt. Das englischsprachige Original findet sich in den Fußnoten.

6 Herbert Uerlings: Einleitung, S. 30.

und auf ›klassische‹ Geschlechterverhältnisse – also auf Geschlechterverhältnisse, wie sie im 19. Jahrhundert galten.

Ein wenig zugespitzt kann man mit Blick auf die Mittelalterforschung vielleicht sogar von einer »Tyrannei der Forschung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts« sprechen, zumindest hat dies der Historiker Matthew Gabriele getan. Die Fragen, die die Forschung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts an das Mittelalter gerichtet habe, so Gabriele, bestimmen noch immer unser Tun, sodass wir geradezu in einer Falle stecken, uns weiterhin in den Texten und Textzusammenhängen bewegen, die damals relevant waren, und deshalb auch weiterhin daran arbeiten, frühere Fragen zu beantworten, um unseren wissenschaftlichen Vorfahren gerecht zu werden.⁷ Und Gabriele hat auch eine Vermutung, was der Grund für dieses beständige Wiederholen älterer Fragen sein könnte. Es könnte mit dem Aufbau und den Strukturen der heutigen Universität zu tun haben:

Wir leben immer noch in Fakultäten, die um die Fragen herum geschaffen wurden, die unsere Vorfahren bewegten; Fakultäten, die in Disziplinen unterteilt sind, die um 1900 sinnvoll waren. Wir wurden innerhalb dieses Zusammenhangs [paradigm] erzogen, leben darin, machen darin Karriere und sorgen für Nachwuchs, der so ist wie wir. Es ist nicht so, als wäre daran etwas falsch. [...] Aber wir sollten zumindest zur Kenntnis nehmen, dass dieser Zusammenhang existiert. Seine Macht und Stärke rührt von unserer stillschweigenden Komplizenschaft her.⁸

7 Matthew Gabriele: *Waging Guerrilla Warfare against the 19th Century*, S. 38: »The problem I want to talk about is the tyranny of nineteenth- and early twentieth-century scholarship. The questions they asked of the period still define our work. We're still trapped, still stuck within their ›textual community‹, trying to answer questions that are inherently teleological, always seeking answers to their end.«

8 »Part of the reason for this disconnect has to do with the shape of the university. We still live in faculties created around the questions that animated our ancestors, subdivided into disciplines that made sense ca. 1900. We're created within this paradigm, live within it, progress, then produce others in our image. Not that there's anything wrong with that. In itself, it's a noble, artisanal pursuit.

Wenn man das so wie Matthew Gabriele formuliert, muss man sich wohl fragen, ob man zu den stillschweigenden Komplizen gehören möchte. Uns ist es lieber, diese Komplizenschaft zu benennen und zu diskutieren.

Jüngere Veränderungen und Neuorientierungen

All diese und weitere Herausforderungen sind innerhalb des Fachs durchaus bekannt und überhaupt sieht die heutige Germanistik ganz anders aus als die frühe Germanistik der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Abgesehen von Fächern wie der Skandinavistik und der Anglistik, für deren Gegenstände sich die frühe Germanistik noch zuständig sah, kamen seit der Reichsgründung unter preußischer Führung im Jahr 1871 Professuren für die nachmittelalterliche deutschsprachige Literatur hinzu. Etwa im gleichen Zeitraum wurde die Sprachwissenschaft deutlich selbstständiger und auch eigenständiger – und in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts haben sich im Rahmen der massiven Ausweitung des Hochschulsystems germanistische Themenbereiche als neue Fächer gegründet und etabliert, beispielsweise die Theater-, Film- und Medienwissenschaft, aber auch Spezialdisziplinen wie die Kinder- und Jugendbuchliteraturwissenschaft.

Gemeinsam mit der Germanistik insgesamt hat sich natürlich auch die Mittelaltergermanistik seit ihren Anfängen beständig verändert und so gab und gibt es vielfältige Neuorientierungen und Umgestaltungen, von denen wir auch noch ausführlicher berichten werden. Dennoch lohnt es sich, den aktuellen Stand des Fachs zu skizzieren, zumal sich die Rahmenbedingungen in den vergangenen Jahren noch einmal immens verändert haben. Nicht ohne Grund diskutiert man in der Bundesrepublik seit einigen Jahren über die koloniale Vergangenheit Deutschlands und also auch über koloniale Straßennamen, über koloniale Bestände in unseren Museen, über eklatante Lücken in unserer Gedenkkultur

But we should, at least, acknowledge the paradigm exists. Its power comes from our tacit complicity.« (Ebd.)

und über das Verhältnis der Bundesrepublik zu ehemaligen deutschen Kolonien. Nicht ohne Grund diskutiert man in der Bundesrepublik und darüber hinaus angesichts eines teilweise vereinten Europas über die zukünftige Bedeutung der Nationalstaaten und über das Funktionieren zunehmend diverser werdender Gesellschaften. All diese Themen betreffen auch die Mittelaltergermanistik, insbesondere wenn man davon ausgeht, dass das Mittelalter nicht aufgehört hat und nicht aufhören wird, sodass die Mittelaltergermanistik immer auch für die Gegenwart zuständig ist, also eine Gegenwartswissenschaft ist.

Postkolonialismus, Postnationalismus und Diversität sind also einige von vielen guten Gründen, um über die veränderten Rahmenbedingungen der Mittelaltergermanistik nachzudenken. Anknüpfen kann und sollte dieses Nachdenken auch an die Interessen, Ideen und Ansprüche der Studierenden. Die an Universitäten recht häufig – zu häufig – zu hörende Klage, dass heutige Studierende dieses und jenes nicht mehr können, beispielsweise lyrische Formen nicht mehr detailliert benennen und beschreiben können oder literarische Texte nicht mehr anhand von stilistischen Figuren analysieren können, von den mangelnden Lateinkenntnissen ganz zu schweigen – diese Klage macht letztlich einfach nur deutlich, dass ältere Interessen und Perspektiven an Relevanz und Autorität verloren haben. Die Studierenden des mittlerweile auch schon wieder recht fortgeschrittenen neuen Jahrhunderts haben offensichtlich andere Fragen und Anforderungen an Texte und Literatur und wollen sich mit einer im späten 18. und dann vor allem im 19. Jahrhundert erfundenen Ästhetisierung von Texten nicht mehr zufriedengeben.⁹ Anstatt die Anforderungen heutiger Studentinnen und Studenten zu negieren, anstatt besser zu wissen, was heutige Studierende wollen und benötigen, bräuchte es ein gemeinsames, gegenseitiges Lernen und den systematischen Auf- und Ausbau einer Lehre, die das, was man früher

9 Einige aufschlussreiche Stationen der Etablierung und Weiterentwicklung der Ästhetik schildert Jacques Rancière. »Ästhetik«, so schreibt Rancière gleich zu Beginn, »ist der Name jener Kategorie, die im Abendland seit zweihundert Jahren das sinnliche Gewebe und die Verständlichkeitsform dessen bezeichnet, was wir ›Kunst‹ nennen«. (Jacques Rancière: *Aisthesis*, S. 11)

(und romantisch) Dichtung genannt hat, nicht nur als eine ästhetische Form versteht, die zu analysieren und zu interpretieren ist, sondern auch als eine ethische Herausforderung in Zeiten von Klimawandel, Artensterben, autoritären Regimen und Kriegen auf europäischem Boden.

Schließlich möchten wir auch gegenüber der breiteren Öffentlichkeit, die die Mittelaltergermanistik ja weitgehend finanziert, darlegen, was aus unserer Sicht der Stand der Dinge ist und in welche Richtung es weitergehen könnte. Universitäre Fächer müssen in der Lage (und willens) sein, detailliert zu erklären und zu rechtfertigen, was sie tun. Für die sogenannten Geisteswissenschaften ist dies heute vielleicht sogar eine wichtigere und drängendere Aufgabe als noch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Geisteswissenschaftliche Fächer werden heute nicht mehr quasi automatisch mit einer Autorität ausgestattet, die Nachfragen nach Sinn und Funktion effektiv abblockt und blockiert.

Eine zeitgemäße Mittelaltergermanistik – wie eine zeitgemäße Mediävistik überhaupt – versucht, ein Publikum zu erreichen und zu beteiligen, das so groß und vielfältig ist wie irgendwie möglich. In Zeiten einer intensiven digitalen Vernetzung und einer Ausweitung der Universitäten in vielerlei Hinsicht reicht es nicht mehr aus, mediävistische Forschung nur für einen kleinen Kreis und mit einem kleinen Kreis von Expert*innen zu betreiben. Die universitäre Mittelalterforschung, so meinen wir, muss sich stärker nach außen richten und etablierte Grenzen, etwa zwischen Universität und Öffentlichkeit, müssen durchlässiger werden.¹⁰

Wir, das sind Helge Perplies und Michael R. Ott. Wir möchten uns kurz vorstellen, weil schon diese Vorstellung etwas mit der postromantischen Perspektive zu tun hat, die wir meinen. Die Geisteswissenschaften des deutschsprachigen Raums haben nämlich eine Form der Präsentation entwickelt, die der US-amerikanische Indologe Sheldon Pollock in einem Aufsatz als »Objektivismus« bezeichnet hat.¹¹ Gemeint

10 Aktuelle Positionen der – nicht nur germanistischen – Mittelalterforschung versammelt der Band Wolfram Drews/Matthias Müller/Regina Toepfer: *Mediävistik 2021*.

11 Sheldon Pollock: *Ex Oriente Nox*, S. 170–172.

ist damit der Anspruch der Wissenschaft, neutral und objektiv zu sein, also keine eigenen Werte und politischen Positionen zu vertreten, sondern wertfrei die Fakten sprechen zu lassen. Deshalb gehört es in der deutschsprachigen Wissenschaft bis heute zum guten Ton, auf das ›Ich‹, das Personalpronomen der ersten Person Singular, möglichst zu verzichten. In der deutschsprachigen Wissenschaft spricht somit eine objektive, körperlose und zeitenthobene Stimme über die objektiven Fakten.

In der jüngeren englischsprachigen Forschung ist dies oft anders. Dort darf man ›ich‹ schreiben und dort kann man zu Beginn eines Buchs erläutern, wer man ist, woher man kommt, warum man sich für ein Thema entschieden hat und warum man glaubt, dass dieses Thema relevant ist. Wissenschaftler*innen haben schließlich Körper, sind schließlich in bestimmten sozialen Zusammenhängen aufgewachsen und nehmen durch die Wahl ihrer Themen Stellung, durchaus auch politisch. Wissenschaft bewegt sich auch dann in einem politischen Raum und innerhalb politischer Positionierungen, wenn man mit dem Anspruch auftritt, radikal unpolitisch zu sein. Der Objektivismus verbirgt einfach nur politische Positionen. Deshalb konnte und kann wissenschaftliche Forschung gerade dadurch politisch sein, dass sie sich als unpolitisch präsentiert.¹²

Was das nun mit der Romantik zu tun hat, ist wohl erst auf den zweiten oder dritten Blick sichtbar. Im Hintergrund des wissenschaftlichen Objektivismus steht nämlich die Idee, dass die historischen Ge- und Begebenheiten in der Lage sind, selbst zu sprechen – und die Wissenschaftler*innen haben die Aufgabe, diese historischen Ge- und Begebenheiten zum Sprechen zu bringen:

Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort.¹³

12 Näheres zu diesen Fragen bei Donna Haraway: *Situiertes Wissen*.

13 Joseph von Eichendorff: *Wünschelruthe*.

So wie bei Eichendorff die Welt zum Sprechen gebracht werden kann, glaubt der Objektivismus, die Tatsachen zum Sprechen zu bringen. Die Wissenschaftler*innen sind, wenn man es so sieht, nur das Sprachrohr der Dinge.

So einfach ist die Sache aber nicht, und zu dem, was wir unter Postromantik verstehen, gehört eine explizite Selbstreflexion, ein ausdrückliches Nachdenken über die eigene Position und die Voraussetzungen des eigenen Denkens und Schreibens. Wir verstehen Postromantik als ein reflexives Konzept, um die romantischen Grundlagen und romantischen Sehnsüchte des Fachs bewusst zu machen und auch, um über die Geschichte des Umgangs mit diesen Grundlagen und Sehnsüchten nachzudenken.

Wer also sind die Autoren dieses Buchs? Helge Perplies kommt aus Bremen und hat dort auch studiert, an einer ehemals linken Reformuniversität. Im Studium hat er plötzlich Themen wiedergefunden, die er aus seiner Lektüre von Fantasy- und Mittelalterromanen kannte, und überrascht festgestellt, dass man sich damit auch beruflich beschäftigen kann. Seine Doktorarbeit hat er noch weiter nördlich, in Greifswald, über Amerikareiseberichte des 16. Jahrhunderts geschrieben – daher stammt sein Interesse am (Post-)Kolonialismus. Später hat er in Heidelberg mit Blick auf das kaputte Schloss Kommentare zu einem Buch über Hexerei geschrieben und im wöchentlichen Austausch über mittelalterliche Themen Michael Ott kennengelernt. Inzwischen arbeitet er nach all der bibliotheksnahen Forschung nun an einer forschungsnahen Bibliothek, nämlich der Universitätsbibliothek Leipzig.

Michael Ott wiederum ist aus dem heimischen Oberfranken zum Studium nach Frankfurt gezogen, wo er im ersten Semester eine ziemlich langweilige Einführung in die Neuere Deutsche Literaturwissenschaft über sich ergehen lassen musste, sodass er sich einfach mal auf das Mittelalter, von dem er keine Ahnung hatte, konzentrierte. Als er dann die Kulturwissenschaften kennenlernte und die Disziplingeschichte, war es um ihn geschehen. Seine Doktorarbeit hat er zum *Faustbuch* geschrieben, einem Buch, das im Jahr 1587 in Frankfurt a.M. erschien und die Grundlage war für die Faustgeschichten der folgenden Jahrhunderte. In Heidelberg hat er dann lernen dürfen, was es

heißt, mit Leuten ganz unterschiedlicher Fächer zusammenzuarbeiten. Neuerdings lehrt er in Bochum, wo es zwar kein romantisches Schloss gibt, aber ein hervorragendes Theater.

Gemeinsam mit Ricarda Wagner haben wir bei der Volkswagen-Stiftung einen Antrag gestellt für ein gemeinsames Projekt. Gesucht wurden Anträge unter dem Stichwort »Originalitätsverdacht?« Neue Optionen für die Geistes- und Kulturwissenschaften« – und tatsächlich hielt die Stiftung unsere Idee für hinreichend originell, um uns den Freiraum zu eröffnen, dieses Buch zu konzipieren und zu schreiben. Dadurch haben wir nun die Möglichkeit, einige Fragen zu stellen und Ideen zu formulieren, die uns schon länger beschäftigen. Diesen Fragen und Ideen einen Titel zu geben, war gar nicht so leicht. Das Etikett »Postromantik« schien uns am besten geeignet, die Themen zu bezeichnen, die wir gerne diskutieren möchten. Ricarda Wagner konnte sich am Projekt dann leider nicht mehr allzu intensiv beteiligen, da sie von der Universität Bern in den Schuldienst gewechselt ist. Das ist ein Verlust für die Leser*innen dieses Buchs, aber ein Gewinn für ihre Schüler*innen.

Dieses Buch schreiben also zwei Germanisten, Mittelaltergermanisten, um genauer zu sein – und sie denken über ihr Fach und dessen romantische Prägung nach. Eine solche romantische Prägung gibt es noch immer, wie wir meinen, auch wenn sich die Mittelaltergermanistik seit ihren Anfängen auf vielfältige Art und Weise gewandelt hat. Neuerdings versteht sich die Mittelaltergermanistik sogar immer mehr als Teil einer größeren mediävistischen Fächerfamilie. Deshalb wird heutzutage gerne die Bezeichnung »Germanistische Mediävistik« gebraucht, die ältere Bezeichnungen wie »Altgermanistik« oder »Ältere Deutsche Philologie« wohl weitgehend abgelöst hat. Wer sich als »germanistische Mediävistin« oder »germanistischer Mediävist« bezeichnet, setzt nicht die Germanistik als Fach zentral, sondern eben die mediävistischen Fächer und Fachteile, etwa innerhalb der Geschichtswissenschaft, Romanistik, Anglistik, Latinistik, Kunstgeschichte, Archäologie und so weiter. Diese noch recht junge sprachliche Möglichkeit, von der auch wir Gebrauch machen, ist Ausdruck von Verschiebungen innerhalb des disziplinären Systems, dessen Grundstruktur im frühen 19. Jahrhundert eingerichtet

wurde. Das disziplinäre System, wie wir es heute kennen, ist nämlich ein romantisches; es ist aber nicht gesagt, dass dieses disziplinäre System für immer so bleiben wird, wie es einst im 19. Jahrhundert installiert wurde.

Ansätze zu einer radikalen Umformung der Mittelaltergermanistik gab es schon Ende der 1960er- und Anfang der 1970er-Jahre, als es laute Forderungen und sehr ernstgemeinte Versuche gegeben hat, die Germanistische Mediävistik abzuschaffen. Argumente für eine Abschaffung sind leicht zur Hand und versierte Vertreter*innen des Fachs dürften in der Lage sein, die wichtigsten Argumente für eine Abschaffung gut und überzeugend zu kontern. Deutschsprachige Literatur des Mittelalters ist heute weder interessant noch relevant, könnte etwa jemand sagen, und wir könnten mit Beispielen für das Wiederaufgreifen mittelalterlicher Stoffe kontern, Beispielen also für die moderne Rezeption mittelalterlicher Literatur. Deutschsprachige Literatur des Mittelalters wird in den Schulen nicht mehr gelehrt, ließe sich einwenden, worauf wir kluge Entwürfe für Schulstunden zu mittelalterlichen Heldenepen und Romanen vorzeigen könnten. Mittelaltergermanistische Forschung richtet sich fast ausschließlich an ein Fachpublikum und ist selbst für eine größere akademische Öffentlichkeit (von einer breiteren Öffentlichkeit ganz zu schweigen) weitgehend unverständlich, könnte jemand anmerken, nur um dann von uns zu hören, dass das in anderen Fächern, den Naturwissenschaften zumal, ja auch nicht anders sei. Das Mittelalter ist lange vorbei, könnte man einwenden, und wir würden vielleicht mit dem Argument reagieren, dass das Mittelalter in Stadtbildern, Büchern und Filmen sehr präsent und also modern sei. Dieses Spiel aus Einwand und Antwort ließe sich einige Zeit spielen; mit solch einfachen, kritischen Nachfragen (und den routinierten Antworten) kommt man aber letztlich wohl nicht besonders weit.

Solche Verteidigungen der Mittelaltergermanistik machen aus Sicht der Vertreter*innen des Fachs – und also auch aus unserer Sicht – natürlich Sinn, will sich doch schließlich niemand sagen lassen, dass das eigene Tun nutzlos und gesellschaftlich nicht zu gebrauchen sei. Solche Gespräche finden jedoch aus einer Haltung von Angriff und Abwehr statt und auch deshalb führen solche Diskussionen oft kaum weiter. Für

diejenigen, die an der Nützlichkeit der Mittelaltergermanistik zweifeln, mag es vielleicht sogar interessanter sein, die Vertreter*innen des Fachs nach deren Selbstkritik zu fragen: Was läuft denn schlecht in der Germanistischen Mediävistik? Was könnte, was müsste man besser machen? Gesetzt den Fall, dass das Gegenüber sich auf derartige Fragen einlässt, könnte sich ein spannendes Gespräch ergeben.

Was könnten wir dann auf solche Fragen antworten? »Nun ja«, könnten wir sagen, »es gibt zwar durchaus Beispiele für die Rezeption mittelalterlicher Literatur; Beispiele, für die sich die Mittelaltergermanistik durchaus auch interessiert, aber eigentlich müssten wir uns mit einem weiten Bereich an aktuellen Formen der Beschäftigung mit dem Mittelalter auseinandersetzen, also auch mit Mittelaltermärkten, Computerspielen, Filmen. Und wir müssten auch die populäre Vorstellung von ›dem Mittelalter‹ wirklich ernst nehmen und zwar nicht nur, um zu sagen, dass diese oder jene Vorstellung falsch sei. Und ja klar«, könnten wir dann noch sagen, »die deutschsprachige Literatur des Mittelalters ist in Schulbüchern schon seit Jahrzehnten kaum mehr präsent, oft sogar überhaupt nicht mehr präsent – und dieses Problem lässt sich auch nicht so ohne Weiteres lösen. Zwar können wir an den Universitäten einzelne Lehrmaterialien und Unterrichtskonzepte entwickeln – aber nur im kleineren Rahmen und in der Regel weniger professionell als die großen Schulbuchverlage. Möglicherweise müssten wir sowieso einmal ganz grundsätzlich darüber nachdenken, wie ein sinnvoller Unterricht aussähe, in dem mittelalterliche Literatur eine relevante und plausible Rolle spielen würde! Und sicher«, könnten wir sagen, »heute liest kaum mehr jemand mittelalterliche Literatur, obwohl seit den 1960er Jahren zahlreiche deutschsprachige Texte des Mittelalters in das heutige Deutsch übertragen wurden. Vielleicht sind diese Übertragungen aber auch nicht das Richtige für ein breiteres Publikum, denn in der Regel steht die Übertragung ins heutige Deutsch neben den mittelalterlichen Texten, um die Lektüre des Originals zu unterstützen, statt als eigenständige Übersetzung gelesen zu werden. Für die separate Lektüre sind solche Übertragungen eigentlich nicht gedacht, sodass wir im Prinzip andere Übertragungen – richtige Übersetzungen – bräuchten. Und klar«, könnten wir erklären, »die

Doktorarbeiten und die allermeisten Bücher, die von Mediävist*innen geschrieben und veröffentlicht werden, sind gar nicht für eine breitere Öffentlichkeit gedacht, sondern für die Kolleginnen und Kollegen. Und es ist zwar richtig, dass ›das Mittelalter‹ in vielerlei Hinsicht und in vielen Medien heutzutage präsent ist – aber das ist natürlich nicht das Mittelalter der Mediävist*innen, sondern das ist populärkulturelles Mittelalter. Und klar, wir können zu wichtigen gegenwärtigen Fragen zwar oft eine historische Perspektive bieten – aber wir sind nun einmal nicht für die Gegenwart zuständig, sondern für die Vergangenheit. Und wenn man das umstellen wollte, müsste man sich ganz grundsätzlich überlegen, was eine mediävistische Gegenwartswissenschaft überhaupt sein könnte.«

So könnten wir in einer selbstkritischen Rolle klingen, und andere Mittelaltergermanist*innen könnten uns mit ihren Beobachtungen und Argumenten beistehen. Im Rahmen einer solchen selbstkritischen Befragung würden dann sicherlich noch weitere Themen zur Sprache kommen. Die zu geringe Diversität derjenigen beispielsweise, die das Fach vertreten; oder die Umstellung auf die Bachelor- und Masterstudiengänge im Rahmen der europaweiten Bolognaform aus dem Jahr 1999 – eine Umstellung, die an deutschen Universitäten vieles in Bewegung und einiges in Unordnung gebracht hat, über die aber immer seltener offen gesprochen wird.

Auch wenn die konkreten Argumente und Beobachtungen je nach Person sicherlich ganz unterschiedlich wären, scheint uns eine solche eher selbstkritische Befragung hilfreich und sinnvoll zu sein, wenn es darum geht, die Beziehung zwischen der Mittelaltergermanistik, der mittelalterlichen Literatur und einer breiteren Öffentlichkeit zu diskutieren. Dementsprechend werden wir in diesem Buch selbstkritisch mit unserem Fach umgehen, wo uns Selbstkritik angebracht zu sein scheint. Gleichzeitig werden wir auf viele Ideen, Ansätze und Entwicklungen zurückgreifen, die innerhalb und außerhalb der Mittelaltergermanistik entwickelt und präsentiert wurden. Unser Blick wird sich dabei insbesondere auf den englischsprachigen Raum richten. Dies nicht nur aus Gründen der Sprachkenntnis – das Englische liegt uns mehr als beispielsweise das Französische –, sondern auch, weil sich die eng-

lischsprachigen Mediävistiken in den vergangenen rund dreißig Jahren als besonders innovativ erwiesen haben, wenn es darum geht, neue Themen zu erschließen, gesellschaftliche Entwicklungen aufzugreifen und Bücher zu schreiben, die nicht nur für ein engeres Fachpublikum interessant sind. Das alles mag damit zu tun haben, dass sich die Mittelalterwissenschaften im englischsprachigen Raum schon früher dazu gezwungen sahen, ihre eigene Relevanz zu beweisen, um sich als universitäres Fach zu behaupten. Es könnte aber auch sein, dass wegen der schieren Größe des englischsprachigen Raums neuere Themen und Theorien schneller zirkulieren als im vergleichsweise kleinen deutschsprachigen Raum.

Wir werden also in diesem Buch immer wieder auf englischsprachige Bücher und Aufsätze zurückgreifen, halten den Blick ansonsten aber möglichst fest auf die Mittelaltergermanistik gerichtet. Die Suche nach postromantischen Perspektiven bietet dabei Ansatzpunkte, um aus vielen Ideen, Ansätzen und Beobachtungen – aus Stückwerk – etwas Ganzes zu machen. Außerdem erlaubt uns das Konzept der Postromantik, Blicke zurück *und* nach vorne zu werfen, also die Geschichte der Disziplin zu erkunden, ihre Gegenwart und ihre möglichen Zukünfte.

Überblick über dieses Buch

Im Folgenden werden wir uns zunächst dem weiten und wichtigen Bereich der Mittelalterrezeption zuwenden, wobei man heute (zu Recht) oft lieber von ›Mediävalismen‹ spricht, also von einem weiten Bereich an Formen des heutigen Umgangs mit dem Mittelalter. Dabei gehen wir insbesondere den Fragen nach, welche Rolle den Mittelaltergermanist*innen im Zusammenhang mit diesen Mediävalismen zukommt und warum es in der Wissenschaft häufig so verpönt ist, sich mit Ritterromanen, Fantasyserien und Mittelaltermärkten zu beschäftigen – oder noch schlimmer: sie zu mögen. Anschließend werden wir uns ein wenig in die Geschichte der Germanistik vertiefen und zwar anhand der Frage, ob man mittelalterliche Erzählungen übersetzen darf. Es wird sich zeigen, dass sich die Antworten auf diese Frage über die Zeit

hinweg verändert haben, dass es bis heute aber nur wenige eigenständig lesbare Übersetzungen deutschsprachiger Erzählungen des Mittelalters gibt. Danach, im fünften Kapitel, fragen wir uns, ob man als Mittelaltergermanist*in mittelalterliche Romane eigentlich unbedingt gut finden muss und ob man sich wirklich mit den Protagonisten – seltener auch Protagonistinnen – identifizieren will. Auf dieses Kapitel folgen einige Überlegungen zu der Frage, warum es in der Mittelalterforschung mehr unterschiedliche Stimmen braucht und wie sich diese Stimmen Räume verschaffen können. Dabei geht es auch um Korrektive gegen die Homogenität von Kollegien an deutschen Universitäten und die Hürden im wissenschaftlichen Verlagswesen. Im letzten Kapitel widmen wir uns der mittelaltergermanistischen Lehre an den Universitäten, einem Thema, das mehr Aufmerksamkeit verdient, als ihm oft zuteil wird, wie wir meinen.

Bevor wir jedoch beginnen, möchten wir noch über einige Begriffe sprechen. Nicht nur, weil diese Begriffe schwierig und wichtig sind, sondern auch, weil wir für Leser*innen verständlich sein möchten, die mit der Mittelaltergermanistik bisher wenig oder gar nichts zu tun hatten. Das geht schon mit dem Begriff des Mittelalters los, den wir bisher recht unbefangen verwendet haben. Der Begriff, der mithilft, die (westliche) Geschichte in Antike, ein mittleres Alter sowie in Neuzeit und Moderne zu unterteilen, ist nicht nur eine wirkmächtige und eher abwertende Erfindung aus der Zeit des Humanismus, der Begriff bringt zahlreiche Probleme mit sich, die sich nicht ohne Weiteres lösen lassen. Man könnte dafür plädieren, den Begriff aufzugeben, aber Plädoyers helfen in der Regel bei Begriffen und Konzepten kaum weiter, die kulturell tief verankert sind. Besser und effektiver ist es vielleicht, den Begriff ein wenig zu verschieben, ihn ein wenig aus seiner gewöhnlichen und gewohnten Position zu rücken, um zumindest kleine Momente der Irritation zu erzeugen. Dabei kann es hilfreich sein, sich an Begriffen anderer Sprachen zu orientieren. Das Englische etwa hat einen Plural, spricht von ›Middle Ages‹, also von *den* Mittelaltern, nicht von *dem* Mittelalter. Das löst nicht das Problem, dass rund 1000 Jahre als ein Block in die Mitte der Zeit gesetzt werden – aber immerhin sorgt die Formulierung für etwas mehr Pluralität und Vielfalt. Wie auch Valentin

Groebner bemerkt hat: »Das Mittelalter, in der Einzahl, ist keine allzu brauchbare Bezeichnung.« Für Groebner liegt das Problem allerdings nicht *nur* in der Einzahl begründet: »Die Bezeichnung ›Mittelalter‹ wird heute längst nicht mehr als sachlicher Begriff für einen Zeitabschnitt verwendet, sondern ist von der Geschichte seiner eigenen Rezeption sozusagen überwuchert worden.« Das Konzept ›Mittelalter‹ umfasst also nicht nur die erwähnten rund 1000 Jahre, sondern auch die anschließenden rund 500 Jahre des Nachdenkens darüber: »Mittelalter ist keine Epoche, sondern eine Über-Kategorie, ein Erzählmodus, der verspricht, extrem Heterogenes fiktiv zu überwölben und mythisch zu verorten – man könnte auch sagen: einzutopfen.«¹⁴ Mithilfe des aus dem Englischen entlehnten Plurals wollen wir versuchen, diesem Problem zu begegnen und zugleich durch den ungewohnten Plural den Leserhythmus zu stören. Deshalb reden wir in diesem Buch häufig von *den* Mittelaltern, gerade weil es irritiert.

Ein paar weitere Hinweise sind wichtig, zumindest für diejenigen, die nicht knietief in der Germanistik stecken und die nicht mit Wolfram von Eschenbach per Du sind. Deutschsprachige Texte, die bis heute erhalten geblieben sind, gibt es etwa seit der Mitte des 8. Jahrhunderts. Diese frühen Texte zählt man sprachgeschichtlich zur Phase des ›Althochdeutschen‹ beziehungsweise ›Altniederdeutschen‹ (in der Forschung gerne auch ›Altsächsisch‹ genannt). Diese etwas sperrigen Begriffe bestehen aus drei Teilen. Der letzte Teil (›deutsch‹) verweist auf das Gebiet, in dem (zumindest auch) Deutsch gesprochen wird, eine Sprache, die zur Gruppe der germanischen Sprachen gerechnet wird (im Unterschied zum Beispiel zu den romanischen oder slawischen Sprachen). Der zweite Teil des sperrigen Begriffs (›hoch‹/›nieder‹) bezieht sich auf den höher liegenden beziehungsweise niedriger liegenden Teil des deutschsprachigen Gebiets. Im Süden wird (grob gesagt) Hochdeutsch gesprochen, im Norden Niederdeutsch. Der erste Teil des Begriffs (›alt‹) gibt schließlich die sprachliche Epoche an. Eingebürgert haben sich in der Forschung Abschnitte, die jeweils etwa 300 Jahre dauern, beginnend mit den ältesten bis heute erhaltenen

14 Valentin Groebner: *Arme Ritter*, S. 335f.

Texten. Das Althochdeutsche reicht dann etwa von 750 bis 1050, das Mittelhochdeutsche von 1050 bis 1350, das Frühneuhochdeutsche von 1350 bis 1650 – und etwa seit der Mitte des 17. Jahrhunderts spricht man im gesamten deutschsprachigen Raum Neuhochdeutsch (zumindest sprechen das dann in aller Regel auch diejenigen, die noch fließend Platt, also Niederdeutsch, sprechen können; diese Leute sind dann also quasi zweisprachig).

In diesem Buch wird besonders häufig von mittelhochdeutschen Texten die Rede sein. Auch daran ist die Romantik nicht ganz unschuldig, denn einige der Texte, die in der Zeit um das Jahr 1200 entstanden sind, entsprechen in hohem Maß den ästhetischen Vorstellungen des 19. Jahrhunderts. Anders gesagt: Mit dem *Parzival* eines Wolfram von Eschenbach, mit dem *Erec* eines Hartmann von Aue sowie nicht zuletzt mit dem *Nibelungenlied* konnte man im 19. Jahrhundert einigermaßen etwas anfangen. Viele andere Texte der Zeit von 750 bis 1500 waren aber nur für die Germanisten relevant (wobei auch die Germanisten manche Texte eher pflichtschuldig herausgegeben und diskutiert haben; schließlich tun preußische Professoren, was zu tun ist, unabhängig davon, ob sie daran Spaß haben).

Im Zentrum dieses Buchs steht das, was wir bisher Mittelaltergermanistik genannt haben. Der Begriff ist kompakt, einigermaßen handlich und vermutlich auch recht anschaulich. Zugleich handelt es sich, das hatten wir bereits gesagt, um einen relativ jungen Begriff, der durchaus Teil des Problems ist, denn die Mittelalter reichen natürlich weit über den deutschsprachigen Raum hinaus. Andere etablierte Begriffe wie ›Ältere Deutsche Philologie‹ oder ›Ältere Deutsche Literaturwissenschaft‹ bringen ihre eigenen Probleme mit und taugen auch nicht für eine postromantische Lösung. Der etwas kompliziertere Begriff der ›Germanistischen Mediävistik‹ ist ein wenig besser, weil er anzeigt, dass es Leute gibt, die sich aus germanistischer Perspektive mit den Mittelaltern beschäftigen – so wie es eben auch Leute gibt, die andere Perspektiven einnehmen, etwa die Mittellateiner*innen oder die Leute aus der anglistischen Mediävistik. Auch der Begriff der Germanistischen Mediävistik geht allerdings noch von einer Disziplin aus, nämlich der Germanistik, die seit Beginn des 19. Jahrhunderts etabliert wurde – und

ein Denken in Disziplinen ruft bei Postromantiker*innen Stirnrunzeln hervor. Brauchen wir wirklich, so könnte man fragen, auch heute noch an den Universitäten eindeutige und unverrückbare disziplinäre Zuordnungen, die vor zweihundert Jahren mal für sinnvoll befunden wurden?

Von der Germanistik auszugehen, ist nicht nur schwierig, weil es die Mittelalter auch außerhalb des deutschsprachigen Raums gibt, sondern auch, weil es *den* deutschsprachigen Raum in der Zeit von 500 bis 1500 unserer Zeitrechnung noch gar nicht gab. Was es in – grob gesagt – Mitteleuropa gab, sind Dialekte, mehrsprachige Räume an allen Ecken und Enden, das Lateinische als Gelehrten- und Verkehrssprache sowie das Jiddische. Die Vorstellung, dass es einen einigermaßen homogenen deutschsprachigen Raum gegeben habe, für den die Mittelaltergermanistik zuständig wäre, ist aus postromantischer Sicht nicht haltbar.

Solche und weitere Probleme sind manchmal vielleicht aus der Entfernung leichter zu erkennen. Wir werden in diesem Buch immer wieder auf jüngere englischsprachige Forschung eingehen, weil wir von dieser Forschung viel gelernt haben und weil vor allem in der US-amerikanischen Forschung manches anders funktioniert und anders läuft als in der Bundesrepublik. Außerdem hat sich in den letzten Jahrzehnten gezeigt, dass die akademischen Diskussionen des englischsprachigen Raums mit einigen Jahren Verzögerung oft auch den deutschsprachigen Raum erreichen. Vielleicht können wir dazu beitragen, den Prozess hier und da ein wenig zu beschleunigen.

Damit sind wir nun hoffentlich ausreichend vorbereitet und können gleich mit einem Thema beginnen, das Konfliktpotenzial hat und das wie wenige andere Themen für eine postromantische Neuordnung der Mittelaltergermanistik steht; eine Neuordnung, mit der schon begonnen wurde, für die es aber ganz erhebliche Hindernisse gibt. Wir sprechen von dem, was im Englischen ›medievalism‹ genannt wird – und dazu zählt ein weiter Bereich der Beschäftigung mit dem Mittelalter und der Aneignung des Mittelalters, etwa in Form von Mittelaltermärkten und inszenierten Ritterturnieren. Dass man sich für derartigen Quatsch nicht zu interessieren habe, war lange Zeit akademischer Konsens. Dieser Konsens beginnt zu bröckeln.

III. Wie geht man *richtig* mit dem Mittelalter um?

MITTELÄTLER, m. verehrer
und nachbeter des mittelalters,
spottend¹

Wer in Heidelberg Germanistik studiert oder am Germanistischen Seminar der Heidelberger Universität arbeitet, dem offenbart sich ein besonderer Blick aus manchen Seminar- und Büroräumen, nämlich der Blick auf das Heidelberger Schloss. Als eine der wichtigsten touristischen Sehenswürdigkeiten ist es überall in der Stadt präsent, nicht zuletzt auf den allgegenwärtigen Hinweisschildern, die mit der stilisierten Silhouette des Schlosses bereits dessen heutigen, speziellen Zustand betonen: Es handelt sich nämlich um eine Ruine, »gewiß die größte u[nd] schönste Ruine Deutschlands«, wie Joseph von Eichendorff 1807 anlässlich seiner Ankunft in Heidelberg in seinem Tagebuch vermerkt hat.² Die wechselhafte Geschichte des Schlosses bis zu seiner (wiederholten) Zerstörung muss an dieser Stelle nicht interessieren, seine Geschichte als Ruine allerdings schon, denn als solche wurde das Schloss zum Inbegriff einer romantischen, auf die Vergangenheit gerichteten Sehnsucht – und zu »einem Gegenbild zu einer als disharmonisch erfahrenen Gegenwart.«³ Das Heidelberger Schloss verweist auf das Mittelalter zurück, beschwört Bilder und Vorstellungen einer

-
- 1 Deutsches Wörterbuch: s.v. »mittelältler, m.«.
 - 2 Joseph von Eichendorff: Tagebücher, S. 286.
 - 3 Herbert Uerlings: Einleitung, S. 30.

vergangenen Zeit herauf, die von den Romantikern positiv besetzt wird. Gleichzeitig verdeutlicht der Status als Ruine, dass diese Zeit vergangen ist und somit der eigenen Jetzt-Zeit gegenübergestellt werden kann. Das Schloss ist zugleich da und weg, zugleich sichtbar und verschwunden. Die Ruine ist die paradigmatische Szene und Szenerie der zugleich vergangenen und anwesenden Mittelalter.

Dass es überhaupt so weit kommen konnte, hängt auch mit der Heidelberger Universität zusammen. Anfang des 19. Jahrhunderts veranlasste der badische Großherzog Karl Friedrich eine Neuorganisation der 1386 gegründeten Universität im Geiste des Neuhumanismus und mit berühmten Professoren wie dem Spätaufklärer Johann Heinrich Voß. Es gab daneben aber auch romantisch veranlagte Mitglieder der Universität, etwa Friedrich Creuzer, Professor für Philologie und alte Geschichte. Frisch nach Heidelberg berufen schrieb Creuzer 1804 an seinen Freund Clemens Brentano, »daß diese Stadt ein Ort für Männer sei, die das alte große Teutschland in ihrem Herzen tragen [...], die den alten Romantischen Gesang in seiner Tiefe aufzufassen und auf eine würdige Weise wieder zu beleben vermögen«. ⁴ Brentano folgte Creuzers Städtelob und zog schon bald nach Heidelberg, wo er zusammen mit Achim von Arnim die sogenannte Heidelberger Romantik begründete, als deren bekanntestes Werk *Des Knaben Wunderhorn* hervorsticht. Diese Liedersammlung in drei Bänden, erschienen in den Jahren 1806 bis 1808, spiegelt die intensive Beschäftigung Brentanos und Arnims mit dem Mittelalter, speziell mit dessen Poesie. Den Romantikern war das Mittelalter wichtig, und sie hatten ein Interesse daran, ihr Bild und ihre Vorstellung des Mittelalters zu popularisieren.

Das gilt übrigens nicht nur für die Literatur: Die Brüder Sulpiz und Melchior Boisserée versammelten von 1810 bis 1819 in ihrem Heidelberger Palais eine große Zahl von mittelalterlichen deutschen und niederländischen Gemälden. Die berühmte Sammlung, die später den Grundstock der Alten Pinakothek in München bildete, wurde zum Inbegriff eines deutschen künstlerischen Schaffens – und zugleich zum Anlaufpunkt für Künstler, Gelehrte und Würdenträger, unter ihnen

4 Zitiert nach Friedrich Strack: *Zukunft in der Vergangenheit?*, S. 252.

Johann Wolfgang von Goethe, der 1814 und 1815 mehrere Wochen bei den Boissérées wohnte. Heute ist in dem Palais am Karlsplatz ausgerechnet das Germanistische Seminar der Universität Heidelberg untergebracht, wo Tafeln an die romantische Geschichte des Hauses erinnern. Nimmt man noch den bereits erwähnten Blick auf das Heidelberger Schloss dazu, ist es also für Studierende und Lehrende der Germanistik schwer, der Romantik zu entkommen – noch schwerer als an anderen Orten, denn die Romantik prägt die Germanistik ja ohnehin.

Die Romantik wiederum ist ganz wesentlich durch ihre Beschäftigung mit dem Mittelalter geprägt. Heinrich Heine hat es in seiner Abhandlung über *Die romantische Schule* auf die – trotz der Polemik des Textes oft zitierte – Formel gebracht, dass diese in Deutschland nichts anderes gewesen sei »als die Wiedererweckung der Poesie des Mittelalters, wie sie sich in dessen Liedern, Bild- und Bauwerken, in Kunst und Leben manifestiert hatte.«⁵ Darin steckt viel Kluges: erstens die ›Wiedererweckung‹, denn der Romantik ging es, zumindest am Anfang, nicht nur darum, mittelalterliche Literatur als etwas Abgeschlossenes zu lesen oder zu beforschen – sie sollte vielmehr einen Platz in der Gegenwart und für die Gegenwart bekommen. Zweitens betont Heine die herausragende Bedeutung der Poesie, die hier nicht nur als Dichtkunst verstanden wird, sondern sich als Geist der Zeit in allen kulturellen Bereichen offenbart. Dass die Romantiker die Poesie über andere Literaturformen stellen, haben wir bereits erwähnt, hier geht es aber vor allem darum, dass die Romantiker die (mittelalterliche) Poesie in allen Bereichen des (mittelalterlichen) Lebens finden – und umgekehrt dieses Leben in der Poesie.⁶

Poesie höfischer Ritter

Im Mittelpunkt steht dabei das Rittertum, in dem die Romantiker nicht einfach nur eine ältere Form der Kriegsführung, sondern vielmehr einen

5 Heinrich Heine: *Die romantische Schule*, S. 126.

6 Günter Schäfer-Hartmann: *Literaturgeschichte als wahre Geschichte*, S. 69–74.

wesentlichen Kulturträger Europas sehen und das sie als Lebensform und Geisteshaltung idealisieren. Diese Vorstellungen kommen uns auch heute sehr bekannt vor, denn das Ritterbild der Romantik wurde, wie der Germanist Joachim Bumke im Jahr 1964 schrieb, »unversehrt in die Kulturgeschichte hinübergerettet und dort von Generation zu Generation weitergegeben, oft genug unberührt vom scharfen Zugwind der Quellenforschung«. ⁷ Bumke hat mit seinen Arbeiten allerdings durchaus dazu beigetragen, dieses romantische Ritterbild am Leben zu erhalten, vor allem mit seinem Buch über die *Höfische Kultur*, erstmals 1986 in zwei Bänden erschienen. ⁸ Sein Ansatz, die höfische Literatur konsequent als Quellen historischer Mentalitäten zu lesen (also von der Literatur auf die Wertvorstellungen damaliger Menschen zu schließen), war ein interessantes und sehr erfolgreiches Konzept, das Bumke einen Platz auf so ziemlich allen Literaturlisten von mittelaltergermanistischen Einführungskursen verschafft hat. Trotz seines damaligen Hinweises, dass es nötig sein könnte, diese Engführung von Literatur und Geschichtswissenschaft durch Quellenstudien kritisch zu überprüfen, hat er damit letztlich einer romantischen Mittelaltervorstellung zugearbeitet.

Aus Sicht der Romantiker besteht nämlich sowohl eine soziale Bindung zwischen Rittertum und Poesie, denn das Rittertum wird als Trägerschicht der Bildung verstanden, als auch eine ideelle Bindung, denn der ritterliche Geist spiegele sich in der Poesie. Besonders die Minnelyrik verkörpere den Geist des Rittertums in Reinform. Friedrich Schlegel stilisiert dann auch 1803/04 in seinen Vorlesungen die mittelalterliche Poesie zum Inbegriff des Romantischen: »Unter der Herrschaft der schwäbischen Kaiser war in Deutschland die Zeit der eigentümlichen Blüte der romantischen Poesie, wenn man diese nicht historisch, sondern nach ihrem wesentlichen Begriffe nimmt. Nie war wohl die Poesie mit dem Leben so innig verwebt, so allgemein verbreitet und so hoch geachtet.« ⁹ In dem Zitat klingt zugleich eine Verknüpfung von kultureller und politischer Entwicklung an, die Schlegel parallel

7 Zuletzt als: Joachim Bumke: Studien zum Ritterbegriff, S. 12.

8 Zuletzt in einem Band als: Joachim Bumke: Höfische Kultur.

9 Friedrich von Schlegel: Die altdeutsche Literatur, S. 181.

setzt: »Die blühendste Zeit der deutschen Dichtkunst war auch die glorreichste des deutschen Kaisertums.«¹⁰ Literatur- und Herrschaftsgeschichte gehen quasi Hand in Hand.

An diesem Beispiel sieht man, dass die Idealisierung der mittelalterlichen Dichtung für die Romantiker immer auch mit einer Idealisierung der politischen Vergangenheit einhergeht. Bei aller reflexhaften Kritik, mit der wir heute eine solche restaurative Tendenz bewerten, erinnert uns der Germanist Gerhard Kosellek in einem lesenswerten Überblick über die romantische Mittelalterrezeption daran, dass etwa das mittelalterliche Kaisertum von den Romantikern als – vermeintlich harmonischer – Gegenentwurf zu dem als despotisch empfundenen Absolutismus ihrer eigenen Gegenwart gesehen wurde.¹¹ So ist die Apologie des Mittelalters auch das affirmative Gegenstück zu einer Kritik an der Gegenwart, die dennoch häufig genug – wenn auch nicht immer – eine Kritik an den Idealen der Aufklärung ist. Zudem hat die Verehrung des Mittelalters durch die Romantiker immer auch nationale oder nationalistische Dimensionen, wenn aus der Konstruktion einer gemeinsamen Vergangenheit der Grundstein für eine patriotische Zukunft werden soll. Dies gilt gerade vor dem Hintergrund der napoleonischen Herrschaft, in deren Kontext auch die Ruine des Heidelberger Schlosses einen anderen Erinnerungsraum eröffnete: Statt des poetischen Verweises auf das zugleich an- und abwesende Mittelalter stand dabei die historische Symbolik des von französischen Truppen zerstörten Bauwerks im Zentrum. Tatsächlich waren die Franzosen zwar nur für einen Teil der Schäden verantwortlich, aber solche Details spielten im antifranzösischen Furor keine große Rolle. Schon 1773 schrieb Christian Friedrich Daniel Schubart anlässlich seines Aufenthalts in Heidelberg: »Wer von hier aus nicht einen Fluch nach Frankreich hineinschleudert, – denn Franzosen haben das Schloß verwüstet, – der kann ohnmöglich

10 Ebd., S. 183.

11 Gerard Koziółek: Einleitung, S. 10. Der Name des 1928 in Ratibor geborenen Gerhard Kosellek wurde 1950 an die polnische Schreibweise angepasst (Gerard Koziółek), 1989 kehrte er zur ursprünglichen Namensform zurück, die wir dementsprechend im Text verwenden.

ein bidrer Deutscher seyn.«¹² Und noch heute lockt die Heidelberger Schlossbeleuchtung scharenweise Tourist*innen in die Stadt, wenn ein Feuerwerk über der Ruine abgebrannt wird; ein Spektakel, das bereits 1807 als romantisches Schauspiel inszeniert und im Jahr 1815 dann antifranzösisch umgedeutet wurde.¹³

Auch die Romantiker schrieben gegen die napoleonische Herrschaft an, darunter die Herausgeber von mittelalterlichen Texten, wie die Vorrede der Brüder Grimm zu ihrer Ausgabe des *Armen Heinrich* zeigt, die wir im folgenden Kapitel näher kennenlernen werden. In besonderem Maße war von der frankreichfeindlichen Nutzung mittelalterlichen Erzählens aber die Edition und Übersetzung des *Nibelungenlieds* betroffen, das zum nationalen Sammlungspunkt erklärt wurde. Wie die Germanistin Edith Höltenschmidt in ihrem Buch über die Mittelalterrezeption der Brüder Schlegel selbst mit ein wenig Pathos schreibt, »mischt sich in den Wunsch nach poetischer Erneuerung des Epos die patriotische Hoffnung, sich an der einstigen Größe und den alten heroischen Tugenden wiederaufzurichten, die mit dem nationalen Nibelungenmythos in Erinnerung gerufen würden.«¹⁴ Die nationalistische Vereinnahmung eben dieses Nibelungenmythos im Kaiserreich und unter den Nationalsozialisten – von der die Romantiker natürlich noch nichts wissen konnten – hinterlässt bei heutigen Leser*innen ein ungutes Gefühl angesichts solcher Vorhaben. Aber schon das tragische Ende des *Nibelungenlieds* – von dem die Romantiker durchaus etwas wissen konnten – hätte Warnung genug sein können.

Ein Mittelalter für die Gegenwart

Nicht alle romantische Idealisierung der Vergangenheit musste auf die Nationalstaatlichkeit Deutschlands abzielen, aber die Konstitution

12 Christian Friedrich Daniel Schubart: *Leben und Gesinnung*, S. 193.

13 Heckmann: *Schloß Heidelberg im Zeitalter der Romantik*, S. 51f.

14 Edith Höltenschmidt: *Die Mittelalter-Rezeption der Brüder Schlegel*, S. 48f.

einer Gemeinschaft – die immer mit dem Ausschluss Anderer einherging – ist doch prägend. Das gilt auch für den berühmten Aufsatz, in dem Novalis die christliche Einheit Europas beschwor:

Es waren schöne glänzende Zeiten, wo Europa ein christliches Land war, wo *Eine* Christenheit diesen menschlich gestalteten Welttheil bewohnte; *Ein* großes gemeinschaftliches Interesse verband die entlegensten Provinzen dieses weiten geistlichen Reichs. – Ohne große weltliche Besitzthümer lenkte und vereinigte *Ein* Oberhaupt, die politischen Kräfte.¹⁵

Die Romantik ist in vielerlei Hinsicht nicht nur eine religiöse, sondern auch eine christliche Bewegung, und das Mittelalter, das entworfen und propagiert wird, ist ein christliches – hier explizit katholisches – Mittelalter.

Der Wunsch nach einer Erneuerung der eigenen Gegenwart auf Grundlage der mittelalterlichen Poesie konnte also durchaus unterschiedlich konnotiert sein und sich dementsprechend in unterschiedlichen Formen äußern. Die Forschungen der Brüder Schlegel zum *Nibelungenlied* waren beispielsweise primär darauf ausgerichtet, dem Epos einen Platz im Pantheon literarischer Werke zu sichern, neben Cervantes, Shakespeare und – als Messlatte epischen Erzählens – der *Ilias*. Dafür nutzten sie den Werkzeugkasten der Klassischen Philologie und der Textkritik, um Ausgaben herzustellen, die den Anforderungen an Wissenschaftlichkeit entsprachen. Diese richteten sich aber – damals ebenso wie heute, wir haben das Problem angesprochen – an Gelehrte, waren also eine recht elitäre Angelegenheit.

Ganz anders dagegen das bereits erwähnte *Wunderhorn*, herausgegeben von Clemens Brentano und Achim von Arnim. Auch hier sehen die beiden in ihrer Arbeit eine nationale Aufgabe, aber sie betonen die deutsche Volkskultur, die den Liedern zugrunde liege, und behaupten damit gerade nicht, dass es sich bei den Liedern um eine singuläre,

15 Novalis: Europa, S. 507.

herausragende literarische Erscheinung handele. Es ist gar nicht notwendig, dass die Lieder *über* allen anderen Werken stehen, es reicht, wenn sie *für* die deutsche Volkskultur stehen. Dieses Bewusstsein einer nationalen Zusammengehörigkeit soll auch dafür sorgen, wie Kosellek schreibt, »die Kluft zwischen dem eigentlichen Volk und einem kleinen Kreis von Gelehrten«¹⁶ zu überwinden und so zu einer Einheit zu führen. Dass Brentanos und Arnims Vorgehen auf Widerstand bei dem kleinen Kreis von Gelehrten stieß, überrascht deshalb nicht. Vordergründig entzündete sich der Streit an den Editionsprinzipien, nach denen die Lieder im *Wunderhorn* von den beiden Herausgebern ausgewählt und bearbeitet wurden. Im Hintergrund standen aber weniger die philologischen Details als vielmehr die Tatsache, dass die Sammlung – entgegen dem Untertitel, der »Alte deutsche Lieder« versprach – auch zeitgenössische Texte enthielt, darunter eigene Lieder von Brentano und Arnim. Dass mittelalterliche oder frühneuzeitliche Texte nicht von der zeitgenössischen Dichtung unterschieden wurden, gehörte zum Programm der Herausgeber, die sich prächtig darüber amüsierten, wenn ihre eigenen Werke für mittelalterlich gehalten wurden.¹⁷

Manche Rezensenten, darunter Goethe, nahmen die Eingriffe und Hinzufügungen der Herausgeber gerne in Kauf, andere waren weniger gnädig. Die beiden frühen Germanisten Friedrich Heinrich von der Hagen und Johann Gustav Büsching betonten in der Einleitung zu ihrer *Sammlung Deutscher Volkslieder* von 1807 ihre eigenen Grundsätze und rügten – ohne explizit Namen zu nennen – das Konkurrenzprodukt:

Ueberhaupt aber machten wir uns bei dem, was wir aus Schriften aufnahmen, die gewissenhafteste Treue zur Pflicht; [...] Noch weniger aber haben wir diese Lieder durch Auslassungen, Zusätze, Uebearbeitung und Umbildung versetzen, Fragmente ergänzen, oder gar ganz eigenes Machwerk dabei einschwärzen wollen; dies ist, auf's

16 Koziółek: Einleitung, S. 28.

17 Armin Schlechter: Die Romantik in Heidelberg, S. 58.

gelingende eine poetische Falschmünzerei, wofür die Historie keinen Dank weiß.¹⁸

Friedrich Schlegel griff diese Kritik in seiner Rezension der *Sammlung Deutscher Volkslieder* auf; später polemisierte der Heidelberger Professor Johann Heinrich Voß gegen das *Wunderhorn*, wobei er sich wiederum auf von der Hagen und Schlegel berief. Auch die Brüder Grimm argumentierten, dass der poetische Wert der Lieder durch die Eingriffe Brentanos und Arnims verletzt worden sei. Besonders die Vermischung eigener und überlieferter Werke erregte ihr Missfallen: »Historische Achtung vor diesen Liedern hattet Ihr nun wohl keiner recht«,¹⁹ schrieb Jacob Grimm 1809 an Brentano.

Bei allen Debatten um die Editionsrichtlinien scheint es also gerade die, um noch einmal Heine zu zitieren, »Wiedererweckung der Poesie des Mittelalters« zu sein, die hier bei den frühen Germanisten auf Kritik stößt: Nicht das Sammeln und Herausgeben von mittelalterlichen Liedern ist kritikwürdig, sondern das Neudichten von Liedern; ein Neudichten, das bewusst auf mittelalterliche Vorbilder zurückgreift. Brentano und Arnim sind damit natürlich nicht allein. Heines Definition der romantischen Schule ließe sich insofern erweitern, dass die Poesie des Mittelalters sich eben nicht nur in mittelalterlichen »Liedern, Bild- und Bauwerken, in Kunst und Leben manifestiert hatte«, sondern auch in zeitgenössischen. Denn die Romantiker beschränkten sich nicht darauf, ins Mittelalter zurückzublicken und dessen Lieder, Bilder und Bauwerke zu bewundern, sondern sie schufen ihrerseits neue Lieder, Bilder und Bauwerke. Dieser Prozess, diese Neuschöpfung unter Bezug auf das Mittelalter, wird in der deutschen Forschung als Mittelalterrezeption bezeichnet – und darum soll es im Folgenden gehen.

18 Johann Gustav Gottlieb Büsching/Friedrich Heinrich von der Hagen: *Sammlung deutscher Volkslieder*, S. VIII f.

19 Zitiert nach Oscar Fambach: *Ein Jahrhundert deutscher Literaturkritik (1750–1850)*, S. 40 f.

Mittelalterrezeption und Mediävalismus

In der Germanistik hatte die Untersuchung von Zeugnissen einer solchen Mittelalterrezeption in den 1980er-Jahren eine erste Hochphase. Veranstaltet wurden große Symposien und anschließend wurden dicke Sammelbände gedruckt mit den Aufsätzen, die aus diesen Symposien hervorgingen. Diese konzentrierten sich anfangs noch fast ausschließlich auf kulturelle Erzeugnisse aus dem Bereich der sogenannten Hochkultur, denn darüber, über die Hochkultur, durfte man auch als Wissenschaftler*in reden und schreiben. Erst allmählich kamen dann Beiträge zur Mittelalterrezeption in Comics, Filmen oder Kinderbüchern hinzu – und es ist bezeichnend, dass diese Beiträge häufig am Schluss der Bände abgedruckt wurden.

Diese Entwicklung lässt sich wunderbar an den fünf Sammelbänden nachvollziehen, die zwischen 1979 und 1996 als Ergebnisse der sogenannten Salzburger Symposien veröffentlicht wurden. Beginnt der erste Band noch mit dem öffentlichen Festvortrag des zu seiner Zeit sehr bekannten Altgermanisten Peter Wapnewski über *Richard Wagner und sein Mittelalter* – viel »populärer« wird es dann auch nicht mehr –, enthält der letzte Band unter anderem Beiträge zur *Erfahrung des Fremden im Mittelalter-Film* (Hans-Jürgen Bachorski), zum *Hexenkult im feministischen und esoterischen Kontext des New Age* (Ingrid Bennewitz) und zur *Artusrezeption in Science-Fiction und Fantasy-Comics* (Barbara Grisch von Ah). Mitte der 90er-Jahre endet die Reihe der Salzburger Symposien und mit ihr die erste Welle der germanistischen Mittelalterrezeption.

Im Jahr 2008 warben dann Mathias Herweg und Stefan Kepler-Tasaki in einem Aufsatz für einen offenen Arbeitskreis Mittelalterrezeption, der »dem Thema eine stabile und bedarfsgerechte Aufmerksamkeit sichern« sollte.²⁰ Die beiden Germanisten verstehen unter dem Begriff der Mittelalterrezeption erstens einen »Rückgang oder Rückgriff«,²¹ in dem Vergangenes mittels künstlerisch-produktiver, reproduktiver,

20 Mathias Herweg/Stefan Kepler-Tasaki: Neue Wege der Mittelalterrezeption, S. 465.

21 Ebd., S. 466.

wissenschaftlicher und politischer Aneignungsformen in die eigene Gegenwart hineingestellt wird; zweitens das – von der gezielten Aneignung oft nicht klar zu trennende – Fortleben des Mittelalters. Nicht zuletzt durch die von Herweg und Keppler-Tasaki herausgegebenen Sammelbände hat die Mittelalterrezeption in den vergangenen Jahren einen enormen Aufschwung erlebt.²² Das hängt sicherlich auch mit der großen Rolle zusammen, die dem Thema seit einigen Jahren in der englischsprachigen Forschung zukommt – dazu gleich mehr. Verglichen mit der englischsprachigen Forschung beschäftigt sich die Germanistik aber trotz aller Annäherungen an populäre Formen des Umgangs mit dem Mittelalter auch weiterhin zu einem großen Teil mit Mittelalterrezeptionszeugnissen, die auch jederzeit im Feuilleton besprochen werden können – und zum Teil auch besprochen werden. Für die Mittelaltergermanistik findet Mittelalterrezeption auch zu Beginn des neuen Jahrtausends im Wesentlichen im Rahmen ernstzunehmender (Gegenwarts-)Literatur und auf ernstzunehmenden Theater- und Opernbühnen statt. Für Computerspiele, Filme und Fernsehserien sind praktischerweise sowieso andere Fächer zuständig, nämlich die Film- und Medienwissenschaften.

Gewisse Berührungspunkte mit allzu populären Gegenständen bleiben also vielfach bestehen, genauso wie der Begriff der ›Rezeption‹ gerne allzu wörtlich ausgelegt wird, nämlich als ein einseitiges ›Aufnehmen‹, bei dem etwas aus den ›tatsächlichen‹ Mittelaltern eingefangen und dann neu bearbeitet wird. Dabei wird manchmal übersehen, dass es häufig eher um Mittelalterbilder geht, die einander in einem wechselseitigen Prozess gegenseitig beeinflussen – mit dem US-amerikanischen Literaturwissenschaftler Stephen Greenblatt könnte man von einer ›Verhandlung‹ sprechen. Bildhaft ausgedrückt, könnte man sich unter der typischen Mittelalter-Rezeption eine Hotel-Rezeption vorstellen, bei der Gäste ankommen, aufgenommen und auf ihre Zimmer verwiesen werden. Ein schönerer, lebhafterer Ort wäre demgegenüber aber vielleicht die Hotel-Lobby, wo Menschen sich treffen, sich austauschen

22 Mathias Herweg/Stefan Keppler-Tasaki: Rezeptionskulturen. Mathias Herweg/Stefan Keppler-Tasaki: Das Mittelalter des Historismus.

und miteinander Kaffee trinken. Wir sollten einen Blick in diese Lobby werfen!

In der englischsprachigen Forschung ist hierfür – also für diese metaphorische Hotel-Lobby – der Begriff *medievalism* weit verbreitet. Weil dieser Ansatz unserer Vorstellung einer Hotel-Lobby eher entspricht, eignen wir uns diesen Begriff in seiner deutschen Entlehnung an, sprechen also im Folgenden von Mediävalismus oder, häufiger, im Plural von Mediävälismen. Richard Utz, ein deutscher Mediävist, der einen Großteil seiner Karriere in den USA verbracht hat, beschreibt Mediävälismen als »die andauernde Rezeption der mittelalterlichen Kultur in postmittelalterlichen Zeiten«,²³ wobei über die genaue Bedeutung des »post« gleich noch nachzudenken sein wird. Natürlich ist hier auch von »Rezeption« die Rede, aber das Verständnis des Begriffs ist sehr viel offener. Es gibt innerhalb der verschiedenen mit den Mittelaltern befassten Fächer sogar eine eigene Forschungsrichtung, die sich mit Mediävälismen beschäftigt und die im englischsprachigen Raum »medievalism studies« heißt. Ihre Herausbildung und akademische Etablierung war dabei von zahlreichen Widerständen geprägt, wie es in der Einleitung zu einem Handbuch zum Mediävälismus heißt: Es gab »Spannungen zwischen »Fachleuten« und »Amateuren«, Westeuropäern und »Anderen«; Debatten darüber, ob man sich an der Vergangenheit orientieren solle (*pastism*) oder an der Gegenwart (*presentism*); es gab Debatten über Erinnerung und Subjektivität; Dekonstruktionen der Konzepte von Authentizität, Autorität und der akademischen Disziplinen und Institutionen, die sich auf sie stützen«.²⁴

23 »Medievalism, the continuing reception of medieval culture in post-medieval times [...]« (Richard Utz: *Coming to Terms with Medievalism*, S. 101)

24 Hier der vollständige Kontext: »We begin this introduction to *Medievalism: Key Critical Terms* with a tribute to Leslie Workman and Kathleen Verduin's achievements because the struggles they faced in bringing academic recognition to medievalism studies – tensions among »professionals« and »amateurs«, »Western Europeans and »others«; debates about »pastism« and »presentism«, »memory and subjectivity; deconstructions of the concepts of authenticity, authority, and the academic disciplines and institutions reliant on them – reflect the development

Viele dieser Auseinandersetzungen werden uns in diesem Buch wiederbegegnen: Der Gegensatz zwischen ›Fachleuten‹ und ›Amateuren‹ ist ein zentrales Argument bei der Etablierung einer akademischen Mittelalterforschung, aus der eben alles ausgeschlossen wird, was nicht strenge Wissenschaft ist. Über die Spannungen zwischen westlichen Deutungssystemen des Mittelalters und ›Anderen‹ werden wir vor allem im Kapitel über die Potenziale einer postkolonialen Mediävistik sprechen. Die schwer übersetzbaren Begriffe ›pastism‹ und ›presentism‹ greifen wir direkt im Anschluss wieder auf; sie verhandeln die Frage, wie sehr der Blick auf das Mittelalter mit der eigenen Gegenwart verknüpft wird, und damit auch, inwiefern unsere heutige subjektive Position Teil der Mediävismen ist. Auch die Frage, wie in diesem Prozess die Autoritäts- und Beglaubigungssysteme akademischer Disziplinen und Institutionen infrage gestellt werden, wird uns in diesem Buch noch weiter beschäftigen.

Mediävismen gibt es im Grunde, seit sich die Idee einer eigenständigen und von der eigenen Gegenwart abgrenzbaren – und damit überwundenen – Epoche namens Mittelalter etabliert hat, also ungefähr seit dem 14. Jahrhundert mit dem Aufkommen des Humanismus. Und natürlich haben Mediävismen auch nicht mit der Romantik geendet; man könnte im Gegenteil davon sprechen, dass das Mittelalter noch heute allgegenwärtig ist. Schon die Romantiker sahen sich, wie gesagt, einerseits von Spuren des Mittelalters umgeben, wenn sie beispielsweise in der Ruine des Heidelberger Schlosses saßen, und schufen andererseits mit ihren Liedern, Bildern und wissenschaftlichen Abhandlungen ihre eigenen Antworten auf diese Präsenz des Mittelalterlichen – was natürlich das Mittelalter nur noch allgegenwärtiger machte. Die romantische Idee eines allgegenwärtigen Mittelalters war dabei auch eine Reaktion auf die Bemühungen aufklärerischer Strömungen, das Mittelalter als erledigt und überwunden anzusehen, ähnlich wie das Mittelalter schon in der Renaissance als Negativfolie für die (kulturellen und politischen) Errungenschaften der Gegenwart erhalten musste.

of the field as a whole.« (Elizabeth Emery/Richard Utz: Making Medievalism, S. 1)

Die Debatte über die Gegenwärtigkeit oder (als Gegenstück dazu) die Abgeschlossenheit des Mittelalters wurde und wird auch im wissenschaftlichen Kontext über die Frage geführt, inwiefern die Gegenstände, mit denen die mediävistischen Fächer beschäftigt sind, einen Bezug zur Gegenwart haben. Damit verknüpft sind die Schlagworte ›pastism‹ und ›presentism‹, also Vergangenheits- und Gegenwartsorientierung. Die US-amerikanische Historikerin Kathleen Biddick beschreibt die beiden Positionen mit der ihr eigenen spitzen Feder:

Vergangenheitsorientierung betrachtet die Vergangenheit und die Gegenwart als abgegrenzte zeitliche Objekte, die aus Angst vor wissenschaftlicher Kontamination miteinander nicht in Kontakt kommen dürfen. [...] Das andere Extrem besteht darin, dass [...] das Mittelalter zu einem Spiegel wird. Gegenwartsorientierung blickt in den Spiegel des Mittelalters und bittet ihn, die Geschichten modernistischer oder postmodernistischer Identitäten zurückzuspiegeln.²⁵

Die Idee eines allgegenwärtigen Mittelalters wurde durch das gleichnamige, 1996 erschienene Buch des Historikers Horst Fuhrmann auf eine griffige Formel gebracht: *Überall ist Mittelalter*.²⁶ Er sieht ›Gegenwärtigkeiten‹ und ›Rückerinnerungen‹ in den Kontinuitäten von Bauwerken, christlichem Ornat und alltäglichen Grußformeln, aber auch ›Abwendungen‹ von einem überwundenen Mittelalter, bei dem gerade der Gegensatz Kontur verleiht.²⁷ In beiden Fällen allerdings ist das Mittelalter etwas Vergangenes, Abgeschlossenes; auch wenn es als

25 »Pastism regards the past and the present as bounded temporal objects that cannot come into contact for fear of scholarly contamination. [...] At the other extreme [...] the Middle Ages becomes a mirror. Presentism looks into the mirror of the Middle Ages and asks it to reflect back histories of modernist or postmodernist identities.« (Kathleen Biddick: *The Shock of Medievalism*, S. 83)

26 Horst Fuhrmann: *Überall ist Mittelalter*. Die Formelhaftigkeit seiner Aussage zeigt sich auch daran, dass 2015 ein Sammelband erschien, der Fuhrmanns Titel verwendet – allerdings in Anführungszeichen: Dorothea Klein: »Überall ist Mittelalter«.

27 Horst Fuhrmann: *Überall ist Mittelalter*, S. 10.

Vergleichsfolie dienen kann und sich seine Spuren in der Gegenwart finden lassen. Fuhrmann hat dabei ein recht enges Verständnis von ›überall‹ und ›Mittelalter‹: »Wenn hier vom Mittelalter die Rede ist«, heißt es bei ihm, »so ist unser europäisches Mittelalter gemeint: unsere Landschaft, unsere Vorfahren, unsere Bräuche.«²⁸ Seine Art und Weise, an das Mittelalter anzuknüpfen, ist intim und unmittelbar. Er beschwört eine Gemeinschaft, die sich über gemeinsame geografische, ethnische und kulturelle Merkmale definiert. Zugleich schließt er alle aus, die sich nicht auf die gemeinsame Landschaft, die gemeinsamen Vorfahren, die gemeinsamen Bräuche berufen können, die, kurz gesprochen, nicht Anteil am ›europäischen‹ Mittelalter haben – und das dürften doch einige sein, nicht nur in einem Deutschland, das mittlerweile zweifellos Einwanderungsland ist. Das Ganze klingt dann ziemlich nach Novalis und dessen Vision einer christlichen Einheit Europas im Mittelalter: »Es waren schöne glänzende Zeiten, wo Europa ein christliches Land war, wo *Eine* Christenheit diesen menschlich gestalteten Welttheil bewohnte« und so weiter. Fuhrmann ist mit seiner Vorstellung, überall sei Mittelalter – nur eben abgeschlossen und als Vergleichsfolie der Gegenwart – ganz nah an der romantischen Position.

Eine andere Position, die man als postmodern oder gleich als postromantisch bezeichnen könnte, vertritt der von uns schon erwähnte Historiker Valentin Groebner, wenn er schreibt:

»Das Mittelalter wird also nicht weniger. Es verschwindet auch nicht. Denn das einzige Mittelalter, das wir haben, ist dasjenige, das heute um uns herum stattfindet, in akademischen Rekonstruktionen, in literarischen und architektonischen Fiktionen und Artefakten, in beweglichen Bildern und medialen *flashes*. In unseren Köpfen: Und das heißt, wir machen es selbst.«²⁹

Das führt uns zurück zu der vorhin zitierten Definition von Mediävalismen als »die andauernde Rezeption der mittelalterlichen Kultur in post-

28 Ebd., S. 11.

29 Valentin Groebner: Das Mittelalter hört nicht auf, S. 167.

mittelalterlichen Zeiten«,³⁰ denn wenn das Mittelalter nicht aufhört, es also gar nicht vorbei ist, müssen wir auch das ›post‹ so lesen, wie wir es bei ›postromantisch‹ tun: nicht als ein zeitliches Nacheinander, sondern als Hinweis auf eine kritische Auseinandersetzung mit dem Mittelalter und seiner andauernden Präsenz und beständigen Wiederholung. Eben dafür brauchen wir auch im deutschsprachigen Raum den Begriff und das Konzept des Mediävalismus.

Dieses Konzept hat mittlerweile auch seinerseits bereits eine Geschichte. Der englische Begriff ›medievalism‹ – oder in seiner ursprünglichen Schreibweise: ›mediaevalism‹ – wurde zunächst genutzt, um gegen rückwärtsgewandte Tendenzen innerhalb der englischen Kirche zu polemisieren. Der älteste Beleg in englischer Sprache datiert denn auch von 1844. Der deutlich abwertende und ironische Gebrauch im religiösen Kontext wurde bald um andere Bedeutungsebenen erweitert, die von einer ebenfalls kritischen Verwendung in Bezug auf die Wiederbelebung des Mittelalters in Kunst und Architektur bis zu einer weitgehend neutralen Beschwörung der ›tatsächlichen‹ mittelalterlichen Vergangenheit reichen.³¹ In diesem Sinne muss auch der erste Beleg des Begriffs in deutscher Sprache verstanden werden. Er findet sich in einer Übersetzung des britischen Anthropologen Edward B. Tylor von 1873 – interessanterweise wiederum in einem religiösen Kontext. Dort heißt es, dass die Ausrichtung nach Osten im christlichen Ritus in England seit der Reformation zunächst aus der Mode gekommen sei, aber inzwischen »durch den wiedererweckten Geist des Mittelalters (Mediaevalismus) in unseren Tagen wieder eine gewisse Bedeutung erlangt« habe.³² Zwar konnte ›medievalism‹ auch als Synonym für das Mittelalter als solches

30 »Medievalism, the continuing reception of medieval culture in post-medieval times [...].« (Richard Utz: *Coming to Terms with Medievalism*, S. 101)

31 David Matthews: *From Mediaeval to Mediaevalism*.

32 Edward B. Tylor: *Die Anfänge der Cultur*, S. 430. Das englische Original lautet: »[...] since then, however, they have been restored to a certain prominence by the revived mediævalism of our own day.« (Edward B. Tylor: *Primitive Culture*, S. 388)

verwendet werden, es überwog aber der Gebrauch als Bezeichnung für etwas Wiedererschaffenes, das sich nur auf das Mittelalter bezieht.

Mit dieser Verwendung im Hinterkopf hat sich in den Begriff auch eine Abgrenzung populärer – und populärwissenschaftlicher – Formen von den wissenschaftlichen Beschäftigungen mit dem Mittelalter eingeschlichen. Wir haben oben von den Auseinandersetzungen um Brentanos und Arnims *Wunderhorn* geschrieben, an denen sich diese Ab- und Ausgrenzung gut zeigen lässt. Man könnte von einer Marginalisierung Brentanos und Arnims durch die ›ordentlichen‹ Wissenschaftler wie Schlegel, von der Hagen und Voß sprechen, wenn das *Wunderhorn* nicht so viel erfolgreicher und bekannter wäre als die Werke der anderen. Der Begriff ›medievalism‹ hatte damals noch keinen Eingang in die deutsche Sprache gefunden, aber mit einem Wort Johann Wolfgang von Goethes könnte man die nichtwissenschaftlichen Mittelalterenthusiasten als ›Mittelälpler‹ bezeichnen. Das klingt leicht spöttelnd, aber Goethe hebt bei aller Kritik auch hervor, dass »durch ihre Liebhaberei und Bemühung manches Unschätzbare ans Tageslicht« kommt.³³ Diese ›Liebhaberei‹ wird aber spätestens seit Ende des 18. Jahrhunderts im Zuge der Herausbildung akademischer Disziplinen als Zeichen für Unwissenschaftlichkeit und Dilettantismus verstanden – und moralisch herabgesetzt. In der neu entstehenden Germanistik wurde, wie der Mittelaltergermanist Werner Rösche schreibt,

diese Ausgrenzung des wissenschaftlichen Gegners im Rückgriff auf bürgerliche Primärtugenden wie Fleiß und Tüchtigkeit besonders nachdrücklich und besonders folgenreich betrieben. Sie führt dazu,

33 So schreibt Goethe 1808 an Karl Ludwig von Knebel: »Ueberhaupt lasse ich mich nicht irre machen, daß unsre modernen, religiösen Mittelälpler mancherlei Ungenießbares fördern und befördern. Es kommt durch ihre Liebhaberei und Bemühung manches Unschätzbare ans Tageslicht, das der allerneusten Mittelmäßigkeit doch einigermaßen die Wage hält.« (Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel (1774–1832), S. 339). Der Eintrag für ›mittelälpler‹ im Grimmschen Wörterbuch zitiert nur den ersten Satz, sodass die Definition des Begriffs als »verehrer und nachbeter des mittelalters, spottend« harscher klingt, als es bei Goethe der Fall ist (Deutsches Wörterbuch: s.v. ›mittelälpler, m.).

dass nun als unwissenschaftlich angesehene Forschungsansätze und Fachvertreter aus dem Konsens der Tüchtigen ausgegrenzt und marginalisiert werden. Das wiederum führt zum engeren Zusammenschluss der wenigen Tüchtigen im neuen Fach und dessen verstärkter Institutionalisierung und Konsolidierung.³⁴

Die Profis an den Universitäten sind also tüchtig, weil sie Profis sind, und Profis, weil sie tüchtig sind; und die anderen sind Faulpelze, weil sie Amateure sind, und Amateure, weil sie Faulpelze sind. So einfach ist das.

Bei dem Begriff ›medievalism‹ überwog die negative Konnotation von ›amateurhafter‹, das heißt nichtwissenschaftlicher Beschäftigung mit dem Mittelalter zumindest bis in die 70er-Jahre des letzten Jahrhunderts. Zu dieser Zeit gab es größere theoretische Strömungen, die den philologischen Positivismus und den historischen Objektivismus infrage stellten – also die im 19. Jahrhundert virulente Idee, dass alles Wissen auf tatsächliche Gegenstände zu gründen sei, verbunden mit dem Anspruch der Wissenschaft, neutral und objektiv zu sein. Im Zuge dieser Auseinandersetzungen gelang es dem Privatgelehrten Leslie J. Workman, sich den Begriff ›medievalism‹ anzueignen und ihn positiv umzudeuten – gegen viele Widerstände in der anglophonen Mediävistik; wir sind oben bereits auf einige der Kontroversen eingegangen. Ihm und anderen Forscher*innen ist der Beginn einer Bewegung zu verdanken, die in den folgenden Jahren langsam an Zulauf gewann und sich heute im englischsprachigen Raum als ›medievalism studies‹ etabliert hat.

Dass die Etablierung von Mediävismen als Forschungsfeld auch auf die – zumindest englischsprachige – Mediävistik Einfluss genommen hat, wird nicht ernsthaft bestritten. Der Anglist David Matthews hat diese Entwicklung mit dem Einfluss der Kulturwissenschaften auf den traditionellen Literaturkanon verglichen: Der Effekt der Kulturwissenschaften auf die Mediävistik habe nämlich darin bestanden, »ihre

34 Werner Röcke: »Erneuerung« des Mittelalters oder Dilettantismus?, S. 50 [Hervorhebungen getilgt].

Wertvorstellungen zu lockern oder zu sprengen und die vernachlässigten Nebenwege der mittelalterlichen Kultur wiederzufinden, indem man sie unter die Lupe der Genderforschung nimmt, indem man den Stimmen der Armen, der Arbeiter*innen zuhört«. ³⁵ Dass dies nicht nur Zustimmung findet, dass vielmehr die Beschäftigung mit Mediävismen bei denjenigen auf Ablehnung stößt, »die in einem älteren, stabileren Kanon und den damit verbundenen Ansätzen Sicherheit suchen«, fasst Matthews in einem etwas polemischen, aber sehr anschaulichen Bild zusammen: Gesucht werde von manchen das Mittelalter ihres Großvaters, »kurz gesagt, eine Zeit, die mit der Sicherheit eines lebenswerten alten Mannes (nicht einer Frau) einhergeht, der vielleicht eine Strickjacke trägt, Pfeife raucht und beruhigend vertraute Geschichten erzählt.« ³⁶

Ein Streitpunkt ist dabei weiterhin, ob die ›medievalism studies‹ Teil der ›medieval studies‹, also der Mediävistik sind, oder ob der Fall nicht vielmehr umgekehrt liegt: Vertreter*innen der ›medievalism studies‹ betonen nämlich, dass gerade auch die wissenschaftliche Beschäftigung zu den Mediävismen zähle, denn auch die Mediävist*innen rezipierten auf ihre spezielle Art das Mittelalter und erschufen damit – neben durchaus wandelbaren Mittelalterbildern – ihre Bücher, Aufsätze und Vorträge. Wir müssen die Frage nach der Vorrangstellung hier nicht entscheiden, wir können aber zumindest das Argument festhalten, dass Mediävismen in diesem Verständnis also nicht das ›Andere‹ der Wissenschaft sind, kein populäres Gegenstück zu einer vermeintlich objektiven Wissenschaft. Das gilt auch deshalb, weil wir seit dem Anbruch

35 »The effect that medievalism has on medieval studies – loosening up or exploding its canons of value and retrieving the neglected by-ways of medieval culture, by putting it under the lens of gender studies, by listening to the voices of the poor, the workers – is exactly that which cultural studies aimed to have on the traditional literary canon.« (David Matthews: *Medievalism*, S. 178)

36 »This is why medievalism has attracted negative responses from those who seek reassurance in an older, more stable canon and the approaches that go with it: your grandfather's Middle Ages, in short, a period which comes with the reassurance of a loveable old man (not a woman), perhaps in a cardigan, smoking a pipe, telling reassuringly familiar stories.« (Ebd.)

der Postmoderne (möglicherweise sogar schon länger) wissen, dass auch Wissenschaftler*innen keine radikal objektive Position einnehmen und somit auch nicht zum neutralen Sprachrohr werden können, durch das sich ein »echtes« Mittelalter zu Wort meldet. Stattdessen erschaffen auch Mediävist*innen ihre Formen von Mediävismen, die genauso wie bei Autor*innen von Historischen Romanen oder Darsteller*innen auf Mittelaltermärkten geprägt sind durch ihre jeweiligen Interessen und durch die gesellschaftlichen Verhältnisse, in die sie eingebettet sind.

Für »die großen Mediävist*innen des 20. Jahrhunderts« hat das im Jahr 1991 der US-amerikanische Historiker Norman F. Cantor auf eindrückliche Weise gezeigt, der in einem biografischen Buch über Leben, Werk und Ideen von Mediävisten*innen persönliche und professionelle Stränge miteinander verwebt.³⁷ Ihn interessiert die Frage, wie Forscher*innen von ihren Lebenserfahrungen und kulturellen Milieus in ihrem Nachdenken über das Mittelalter beeinflusst wurden. Cantor vergleicht dieses biografisch geprägte Nachdenken mit Operninszenierungen, deren Interpretationen der jeweiligen Stücke immer im Kleinen und manchmal auch im Großen voneinander abweichen: »So ist es auch bei den Geisteswissenschaftler*innen, wenn sie versuchen, für uns ein Bild der Vergangenheit zu konstruieren. Die von den großen Mediävist*innen formulierten Vorstellungen vom Mittelalter unterscheiden sich erheblich voneinander. Das Libretto und die Partitur, von denen sie ausgehen – die Daten der historischen Tatsachen – sind die selben. Die Wahrheit liegt also letztlich nicht in den textlichen Details, sondern in den Interpretationen.«³⁸ Während heute die Wahrnehmung von Cantors Buch in der Forschung überwiegend positiv ausfällt, gab es auch harsche Kritik an Cantors Werk, etwa von Richard W. Pfaff, der seine im Jahr 1993 erschienene Rezension mit der Bemerkung beschließt, dass

37 Norman F. Cantor: *Inventing the Middle Ages*.

38 »So it is with humanistic scholars when they try to construct for us an image of the past. The ideas of the Middle Ages articulated by the master medievalists vary substantially one from another. The libretto and score they are working from – the data of historical fact – are the same. The truth, therefore, is ultimately not in the textual details but in the interpretations.« (Ebd., S. 45)

»die weite Verbreitung dieses niederträchtigen und tendenziösen Werks ein schwerer Schlag für die Mediävistik« sei.³⁹

Und selbst wenn Forscher*innen die Zeitgebundenheit der eigenen Forschung anerkennen, dann scheint es manchen von ihnen weiterhin wichtig zu sein, sich gleichzeitig von populären Formen abzugrenzen. So schreibt der Historiker Hans-Werner Goetz in der Einführung zu einem Sammelband über *Mediävistik im 21. Jahrhundert* zwar, dass Mediävist*innen nicht das Mittelalter rekonstruierten, sondern vielmehr zeitgemäße Mittelalterbilder konstruierten. Er fügt aber auch hinzu: »Das freilich sind wissenschaftliche, aus Quellen begründete, methodisch reflektierte und im Kreise der Wissenschaft diskutierte Geschichtsbilder und keine Romane.«⁴⁰ Dass Mediävist*innen, die in der Wissenschaft arbeiten, keine Romane verfassen – zumindest nicht während ihrer Arbeitszeit –, versteht sich eigentlich von selbst, umso mehr fällt die scheinbar reflexhafte Selbstvergewisserung ins Auge. Das hängt vielleicht auch mit einem ungeklärten Verhältnis der Forscher*innen nicht nur zu ihren jeweiligen mittelalterlichen Gegenständen, sondern gerade auch zu Mediävismen zusammen – einschließlich eben der Mittelalterbilder, die sie selbst als Teil ihrer Arbeit produzieren.

Sehr erhellend ist in diesem Zusammenhang ein oft zitierter, kurzer Beitrag aus dem Jahr 1986, in dem der Germanist Ulrich Müller verschiedene Formen der Mittelalterrezeption und die Zuständigkeiten von Mediävist*innen für diese Rezeptionsformen diskutiert.⁴¹ Er unterscheidet dabei vier idealtypische Grundformen, die sich in der Praxis häufig vermischen: Erstens die produktive Mittelalterrezeption, bei der mittelalterliche Themen, Werke oder Autoren »in einem schöpferischen Akt zu einem neuen Werk verarbeitet« werden. Zweitens die reproduktive Mittelalterrezeption; hier werden originär mittelalterliche Werke

39 »The widespread circulation of this mean-spirited and tendentious work is a grievous blow to medieval studies.« (Richard W. Pfaff: Rez. zu: *Inventing the Middle Ages*, S. 125)

40 Hans-Werner Goetz: Die Aktualität des Mittelalters und die ›Modernität‹ der Mediävistik, S. 11.

41 Ulrich Müller: Formen der Mittelalter-Rezeption, S. 507–510.

auf ›authentische‹ Weise rekonstruiert, »etwa durch musikalische Aufführungen oder Renovierungen (z.B. von Gemälden oder Bauwerken)«. Drittens die wissenschaftliche Mittelalterrezeption; entscheidend sind hier die »Arbeitsmethoden der jeweiligen wissenschaftlichen Disziplin«, mittels derer mittelalterliche Werke oder Ereignisse untersucht und erklärt werden. Viertens und letztens die politisch-ideologische Mittelalterrezeption, bei der mittelalterliche Werke, Personen, Ideen (und so weiter) »für politische Zwecke im weitesten Sinn verwendet und verarbeitet« werden; als Beispiel führt Müller die Verwendung des Begriffs ›Kreuzzug‹ an.

Über diese vier Grundformen kann man sicherlich diskutieren, spannend ist aber vor allem, welche Bewertungskategorien den vier Formen zugewiesen werden, denn, so schreibt Müller, eine Untersuchung von ›richtig‹ und ›falsch‹ sei idealiter nur bei dem zweiten und dritten Rezeptionstypus möglich. Es sei also durchaus möglich, zu entscheiden, ob beispielsweise die Renovierung einer aus dem Mittelalter stammenden Kirche ›richtig‹ sei oder nicht; Gleiches gelte für die Aufführung mittelalterlicher Musik. Und auch bei einer wissenschaftlichen Untersuchung sei deren Ziel ja immer die ›historische Wahrheit‹ – Müller setzt den Begriff in Anführungszeichen und fügt sicherheitshalber noch das Caveat hinzu: »ob man diese nun als wirklich erreichbar betrachtet oder nicht«. Für diese Formen seien dann auch Mediävist*innen ›zuständig‹, da sie über die nötigen Fachkenntnisse verfügten, »zwischen ›richtig‹ und ›falsch‹ zu unterscheiden« – oder zumindest sollten sie, so Müller weiter, eine solche Unterscheidung anstreben, dies gehöre zur »Pflicht als Wissenschaftler«.

Bemerkenswert ist Müllers Beurteilung der politisch-ideologischen Mittelalterrezeption: Diese stehe jenseits der Kategorien von ›richtig‹ und ›falsch‹, doch sei jeder, »gemäß seinem weltanschaulichen und wissenschaftlichen Standpunkt, zur historischen und ideologischen Bewertung aufgerufen«. Am Ende wird Müller noch deutlicher: Es wäre wohl »ein Ausdruck falsch verstandener Objektivität, den eigenen ideologischen Standpunkt zu unterdrücken oder – noch schlimmer – zu verstecken«. Das ist eine erfrischend direkte Position, die man auch einer postromantischen Mediävistik nur wünschen kann.

Bei der produktiven Mittelalterrezeption, betont Müller, müsse das neue(re) Werk, das mittelalterliche Themen verarbeitet, in seinem eigenen historischen Kontext und in seiner eigenen Qualität beurteilt werden: »[H]ier darf – zumindest in erster Linie – die zweifellos interessante und natürlich besonders den Mediävisten interessierende Frage nach dem Verhältnis zur mittelalterlichen Quelle keine Rolle spielen.« Es seien zwar – im konkreten Fall germanistische – Mediävist*innen ebenfalls angesprochen und »zumindest hinsichtlich der verwerteten Vorlagen auch ›fachzuständig‹«, aber sie müssten ihre Arbeitsmethoden ergänzen, um eine möglichst umfassende Erklärung des neuen Werks zu liefern. Auch sollten sie, so Müller weiter, vorsichtig damit sein, »bevormundend in einen schöpferischen Prozeß hineinzureden« – es sei höchstens ihre Aufgabe zu informieren, wenn sie gefragt würden. Erklärung und Bewertung des neuen Werks dürften nicht vermischt werden: »[D]ie wissenschaftliche Untersuchung und das ästhetische Urteil müssen, so schwer es im einzelnen Fall auch sein mag, getrennt bleiben.«

Ausgeführt wird das, wenig überraschend, am Beispiel von Wagners *Parsifal*, dessen Qualität sich nicht anhand der Quellentreue oder der ›Mittelalter-Gemäßheit‹ beantworten lasse. Man mag einwenden, dass Wagner hier eine Sonderrolle zukommt, denn häufig werden produktive Rezeptionszeugnisse ja genau an ihrer Nähe oder Ferne zum ›echten‹ Mittelalter gemessen, man denke nur an Historische Romane. Richard Utz hat darauf hingewiesen, dass selbst Umberto Ecos *Der Name der Rose* in der deutschen Wissenschaftslandschaft weniger als postmodernes Werk rezipiert wurde, das die Grenzen von Wissenschaft und Literatur auslotet, sondern mehr auf seine historische Wahrheit abgeprüft wurde.⁴² Insofern klingt Müllers Forderung, wissenschaftliche Untersuchung und ästhetisches Urteil getrennt zu halten, im ersten Moment ganz sinnvoll. Was aber wäre dann noch die Rolle der Mediävist*innen? Zwar könnten sie Wissen liefern, wie sich ein Werk zum Mittelalter verhält, dieses Wissen dürfte aber nicht in die Beurteilung einfließen. Mediävist*innen dürften also über ein Werk sprechen, aber

42 Richard Utz: Resistance to (The New) Medievalism?, S. 165f.

nicht als Mediävist*innen – was nicht schlimm sein muss, sie können ja auch als Liebhaber*innen von Opern oder Computerspielen sprechen. Trotzdem, im zweiten Moment klingt Müllers Forderung schon weniger sinnvoll – oder zumindest ergänzungsbedürftig: Denn warum sollte die ›Mittelalter-Gemäßheit‹ nicht auch ein Kriterium unter vielen sein? Viel wichtiger scheint uns ohnehin, die Einteilung in ›richtig‹ und ›falsch‹ zu hinterfragen und an den jeweiligen Gegenstand anzupassen.

Zuständigkeiten, Kompetenzen und Ko-Disziplinarität

Warum das wichtig sein könnte, zeigt auch ein Blick ›von außen‹, also aus nichtmediävistischer Perspektive. Anlässlich des 2004 erschienenen Films *King Arthur* (Regie: Antoine Fuqua; Drehbuch: David Franzoni) schrieb Anthony O. Scott, Filmkritiker und Professor für Filmwissenschaft an der US-amerikanischen Wesleyan University, in der *New York Times*: »Historiker*innen indes werden den Wahrheitsgehalt des Ganzen diskutieren, immer vorausgesetzt, dass sie nichts Besseres zu tun haben.«⁴³ Das ist ein spannender Satz, der ziemlich viel aussagt über die Erwartungshaltung des Rezensenten, sowohl in Bezug auf Filme als auch auf Historiker*innen. Deren Aufgabe ist es nämlich offenbar nicht, sich zum Wahrheitsgehalt von Filmen zu äußern, oder zumindest nur dann, wenn sie nichts Besseres zu tun haben. Was dieses ›Bessere‹ sein könnte, dazu äußert sich der Rezensent nicht, mutmaßlich hat es mit dem ›echten‹ Mittelalter zu tun. Die Beschäftigung mit Filmen hingegen gehört demnach nicht zu den Aufgaben von Historiker*innen, so wie übrigens auch der Rezensent kein wirkliches Interesse an den Ergebnissen einer solchen Beschäftigung zu haben scheint. Das mag auch daran liegen, dass der Rezensent von den Historiker*innen ausschließlich eine Diskussion darüber erwartet, inwiefern das Dargestellte ›wahr‹ ist.

43 »Historians will debate the veracity of all this, assuming they have nothing better to do.« (Anthony O. Scott: *The Once and Future Fury*). Man vergleiche auch Hanna-Myriam Häger: Epigonalität im Artusfilm und in der Artusfilmforschung?, S. 63–67.

Dabei denkt man vielleicht zunächst an Fragen nach historischen Details: Passen Kleidung und Waffen in die Zeit, die im Film präsentiert wird? Wie sieht es mit gesellschaftlichen Systemen, geistigen Konzepten oder Wertvorstellungen aus? Ein Film wie *King Arthur*, der »die nie erzählte wahre Geschichte hinter der Legende«⁴⁴ verspricht – so der Werbeslogan – und König Artus historisch zu verorten versucht, lässt sich an solchen Maßstäben messen; andere Bearbeitungen des Artus-Stoffs – wie zuletzt *The Green Knight* von 2021 (Regie und Drehbuch: David Lowery) – eher nicht. Tatsächlich bezieht sich der Rezensent hier aber nicht auf solche Details, sondern vielmehr auf ein ganzes Bündel an Themen: So sei Merlin in dem Film kein Zauberer, sondern der Anführer einer keltischen Guerilla-Armee, die Gralssuche falle mangels christlicher Ritter aus und auch das »mythische Dreieck«⁴⁵ aus Artus, Ginover und Lancelot fehle hier. Das ist es, was der Rezensent nun den Historiker*innen mit Blick auf den Wahrheitsgehalt zur Diskussion überlässt – natürlich nur, wenn sie gerade nichts Besseres zu tun haben.

An dieser Stelle müssen wir allerdings auch aus literaturwissenschaftlicher Sicht einhaken. Es mag nach verletzter Eitelkeit des Literaturwissenschaftlers klingen, aber die Tatsache, dass sich Historiker*innen dazu äußern sollen (oder eben nicht), ob es nun eine Dreiecksbeziehung zwischen Artus, Ginover und Lancelot gab, irritiert. Die Frage, ob es König Artus tatsächlich gegeben hat, mag noch in das Feld der Geschichtswissenschaften fallen, aber spätestens die *ménage à trois* mit Ginover und Lancelot ist Teil der höfisch-literarischen Welt, ebenso wie die Suche nach dem Gral. Dennoch wird Mittelalterforschung in der öffentlichen Diskussion vor allem als Sache der Geschichtswissenschaften verstanden, die dann eben auch solche Themen bedienen sollen. Mediävistische Literaturwissenschaften kommen hingegen eher selten vor (oder sind vielleicht mit dem Etikett ›Historiker‹ irgendwie mitgemeint).

44 »The Untold True Story Behind The Legend« (man vergleiche Larisa Grollemond/Bryan C. Keene: *The Fantasy of the Middle Ages*, S. 10).

45 Scott schreibt tatsächlich »mythic triangle«.

Auch hier könnte es helfen, die ›medievalism studies‹ ernst – oder zumindest ernster – zu nehmen. Deren Gegenstände beziehen sich nämlich in vielen, wenn nicht den meisten Fällen auf Bilder vom Mittelalter, nicht auf das Mittelalter selbst. Diese Bilder können dabei durchaus selbst mittelalterlich sein, etwa das ritterlich-höfische Ideal der Artusromane, das sich die adlige Gesellschaft um 1200 als *safe space* erschuf, um die eigenen Träume und Wertvorstellungen in Form von erzählten Welten zu genießen. Trotzdem bleiben die Artusromane eine Projektion, ein Bild, auf das dann wiederum Filme wie *King Arthur* oder *The Green Knight* zurückgreifen, um ihrerseits ein Bild vom Mittelalter zu präsentieren. Nimmt man diesen Gedanken ernst, dann braucht es auf einmal nicht mehr Expert*innen für das ›echte‹ Mittelalter, sondern für Mittelalterbilder – in diesem speziellen Fall Literaturwissenschaftler*innen.

Man entledigt sich dabei auch eines weiteren Problems, nämlich des Anspruchs auf ›Wahrheit‹, hier verstanden als historische Akkuratess. Ein Problem ist diese Kategorie aus zwei Gründen: Erstens ist sie nur schwer greifbar. Natürlich gibt es immer wieder Mediävälismen, die sich auf konkrete historische Kontexte beziehen, dann lässt sich beispielsweise wunderbar anhand archäologischer Funde darüber diskutieren, ob die in einem Film geschwungenen Schwerter nun dem technischen Stand der dargestellten Zeit entsprechen oder nicht. *King Arthur* ist so ein Fall, wo der Anspruch des Films auf historische Realitätsnähe dazu einlädt, Anachronismen und ›Fehler‹ aufzuzeigen. Wenn es aber mehr um Mittelalterbilder geht, die als Grundlage dienen, ob nun literarische oder andere, dann wird es schnell sehr schwierig, über die Nähe oder Ferne zur historischen ›Wahrheit‹ zu urteilen. Spätestens bei Fantasyliteratur funktioniert es eben nicht mehr, archäologische Funde als Argument heranzuziehen.

Der zweite Grund, weshalb ›Wahrheit‹ eine problematische Kategorie bildet, ist folgender: Sie ist langweilig. »Es hat schon etwas Pedantisches an sich, wenn professionelle Mediävist*innen über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit von kommerziell produzierten Filmen

streiten«,⁴⁶ schreibt der britische Mediävist Tom Shippey – und tut es dann doch, mit der Begründung, dass das lautstark vorgetragene Versprechen der Produzenten von *King Arthur*, sich an die historische Wahrheit zu halten, ihm die Erlaubnis erteilen würde. Man merkt: Die Rolle von Mediävist*innen scheint sich häufig darauf zu beschränken, den Wahrheitsgehalt des Dargestellten abzunicken oder zu verneinen. Das gilt für Historiker*innen übrigens genauso wie für Germanist*innen, denn auch die könnten sich bemüßigt fühlen, als Expert*innen für die mittelalterlichen literarischen Texte über die ›Wahrheit‹ eines Films zu urteilen, getreu dem Motto: ›In den Texten gibt es eine Beziehung zwischen Ginover und Lancelot; im Film gibt es sie nicht; ergo ist der Film nicht wahr.‹ Die Textbeobachtung mag zwar richtig sein (wenn auch differenzierungsbedürftig), aber anstatt die Autorität des Textes absolut zu setzen, könnte es interessanter sein, sich auf die Auseinandersetzung mit dem Film einzulassen. Das aber würde voraussetzen, Positionen zu finden, von denen aus argumentiert wird; Positionen, die anerkennen, dass ›das Mittelalter‹ nicht ungefiltert aus den Mediävist*innen spricht, sondern immer durch gesellschaftliche Verhältnisse und persönliche Standpunkte gebrochen ist; Positionen, die den mittelalterlichen Text ebenso ernst nehmen wie den modernen Film.

Letzteres bringt uns noch einmal zu der Frage von Zuständigkeiten, die in Bezug auf Mediävismen manchmal ziemlich unklar sind. Das gilt nicht nur für die Historiker*innen und Literaturwissenschaftler*innen, über die wir gerade gesprochen haben – wobei wir weitgehend unerwähnt gelassen haben, dass natürlich auch Filmwissenschaftler*innen ihren Teil zur Diskussion über *King Arthur* beizutragen haben –, sondern auch für die einzelnen Bereiche innerhalb der Germanistik. Nehmen wir beispielsweise Felicitas Hoppe, geboren 1960, auf Deutsch

46 »There is something incipiently pedantic about professional medievalists quibbling over the accuracy or otherwise of commercially produced movies, but the strident claims of historical truth made by the producers of this one perhaps license one to say, in reply, that its history is at best dubious, and its geography frankly ludicrous.« (Tom Shippey: *Fuqua's King Arthur*, S. 310)

publizierende Schriftstellerin – fraglos eine Kandidatin für eine wissenschaftliche Betätigung vonseiten jenes Teils der Germanistik, der sich mit aktueller deutscher Literatur beschäftigt. Solange Hoppe sich in ihren Werken mehr oder weniger in der Gegenwart aufhält, ist das auch völlig unproblematisch. Was aber, wenn sie über die Nibelungen schreibt oder den *Iwein* Hartmanns von Aue für Kinder nacherzählt? Ist dann immer noch die ›neuere Literatur‹ zuständig oder nicht doch eher die Mediävistik? Oder im Fall von *Iwein Löwenritter* gar eine (Vorsicht: Wortungetüm!) Kinder- und Jugendbuchliteraturwissenschaft? Für alles gibt es gute Argumente und tatsächlich haben sich Forscher*innen verschiedener Abteilungen der Texte angenommen – in einem Fall sogar gemeinsam, nämlich durch die Mediävistin Seraina Plotke und den Neugermanisten Christof Hamann.⁴⁷ Das ist insofern hervorzuheben, als sich die Trennung zwischen Mediävistik und Mediävismen, zwischen einer Beschäftigung mit dem ›echten‹ Mittelalter und Zeugnissen einer Mittelalterrezeption, auch aus einer Konkurrenzsituation speist. Denn die einzelnen Teilbereiche der Germanistik konkurrieren miteinander, um Geld aus Uni-Töpfen, um Studierende und auch um gesellschaftliche Anerkennung.

Natürlich geht es dabei ein Stück weit auch um Kompetenzen, weil eine wissenschaftliche Beschäftigung mit Mediävismen immer mindestens zwei Felder berührt (oder berühren sollte): die Mediävismen an sich, seien es nun Bücher, Filme oder Mittelaltermärkte, und das jeweilige Mittelalter, auf das sie sich beziehen. Dabei scheint es wichtig, weder die Bücher, Filme und Mittelaltermärkte nur als Phänomene ihrer Zeit zu untersuchen und das Mittelalter, auf das sie sich beziehen, zu ignorieren, noch den umgekehrten Weg zu gehen und ausschließlich die Mittelalterbezüge zu untersuchen, ohne die Zeitgebundenheit zu beachten. Konkret würde das bedeuten, Felicitas Hoppes *Iwein Löwenritter* sowohl als Nacherzählung von Hartmanns *Iwein* zu lesen, also die Bezüge zum Mittelalter herzustellen, als auch seine Stellung als an Kinder gerichtetes Buch im Jahr 2007 zu berücksichtigen. Diese beiden Kompetenzen müssen Forscher*innen aber erst einmal mitbringen –

47 Christof Hamann/Seraina Plotke: *Iwein, der Löwenritter*.

oder, wie im oben genannten Beispiel, durch ein kooperatives Vorgehen zusammenbringen.

Diese Forderungen bringt der US-amerikanische Anglist Jonathan Hsy, Autor eines Buchs über antirassistische Mediävismen,⁴⁸ auf den schönen Begriff ›Ko-Disziplinarität‹. Sein Ziel ist es, über gängige Modelle von Inter- oder Transdisziplinarität hinauszugehen und einen »gemeinsamen intellektuellen und kreativen Raum« zu schaffen, »der es einer Einzelperson oder einer Gruppe von Personen ermöglicht, die Regeln der akademischen Disziplinen auf die Probe zu stellen und mit verschiedenen Formen künstlerischer Produktion zu experimentieren.«⁴⁹ Dieser Raum – man könnte hier wieder an die Lobby neben der Mittelalter-Rezeption denken – stünde für die Zusammenarbeit verschiedener Personen bereit, nicht zuletzt, um Lücken im Wissen oder in den Kompetenzen einzelner Wissenschaftler*innen zu schließen. Die Mediävistin müsste also nicht erst Filmwissenschaftlerin werden, der Neugermanist nicht erst Historiker. Hsy fasst das in einer nur schlecht übersetzbaren Anapher zusammen: »Das *ko-* im Begriff ›ko-disziplinär‹ kann somit das reiche positive Potenzial von Kooperation, kollaborativer Arbeit und Kollektivität in den Vordergrund rücken.«⁵⁰

Der Raum könnte aber auch für jene Art von Ko-Disziplinarität dienen, die alle Forscher*innen bereits mitbringen, sei es, weil sie mehrere verschiedene Fächer studiert haben oder weil sie Interesse und Begeisterung für bestimmte Wissensbereiche oder bestimmte Medien mitbringen. Dabei besteht allerdings, so warnt Hsy,

48 Jonathan Hsy: *Antiracist Medievalisms*.

49 »For this purpose co-disciplinarity entails a shared intellectual and creative zone. Co-disciplinarity is a feature of any institutional, non-academic, or virtual space that allows an individual or a group of people to test the very conventions of academic disciplines and to experiment across diverse modes of artistic production.« (Jonathan Hsy: *Co-disciplinarity*, S. 43)

50 »When genuine gaps in knowledge or training pose a challenge to the scholar, collaboration and cooperation among people with different specialized knowledge domains and different analytical skills become tantamount. The *co-* in the term co-disciplinary can thus foreground the rich positive potential of cooperation, collaboration, and collectivity.« (Ebd., S. 48f.)

eine der großen Herausforderungen der Ko-Disziplinarität für jede*n Wissenschaftler*in im Bereich der Mediävälismen darin, die Annahme von Dilettantismus zu bekämpfen: die Vorstellung, dass jede*r einzelne Wissenschaftler*in, der oder die versucht, disziplinäre Konventionen weit jenseits seiner oder ihrer wahrgenommenen disziplinären Heimat zu durchqueren, ein ›Hans Dampf in allen Gassen‹ sei.«⁵¹

Hier geht es eigentlich zunächst einmal um die Wahrnehmung von außen, um eine Unterstellung. Von wem diese ausgeht, das benennt Hsy nicht explizit, aber wenn die Unterstellung erst einmal im Raum steht, funktioniert sie auch ohne eine konkrete Instanz, die unterstellt. Wir können vermuten, dass er hier an Vertreter*innen einer Mediävistik alter Schule denkt, die dem Mediävälismus skeptisch gegenüberstehen – oder vermutlich eher an Vertreter ohne *innen, um David Matthews' Bild vom Mittelalter des Großvaters wieder aufzugreifen.

Hsy geht dann direkt zu dem Fall über, dass die Unterstellung von Dilettantismus gerechtfertigt ist; für uns aber könnte es sich lohnen, erst einmal bei der Unterstellung an sich zu bleiben. Dahinter scheinen zwei Phänomene auf, die einen wichtigen Bestandteil der behaupteten Trennung von Mediävistik und Mediävälismen ausmachen: erstens eine zunehmende Spezialisierung von akademischer Beschäftigung, die immer kleinere Fachgebiete hervorbringt, weite Streuungen von Wissen für potenziell verdächtig hält und generell die Tiefe der Breite vorzieht. Daran ist grundsätzlich nichts Verwerfliches, es ist nur schade, wenn es dazu führt, dass andere Modelle der Wissensaneignung und -ordnung in Misskredit geraten. Zweitens eine grundsätzliche Skepsis gegenüber allen Formen von Begeisterung, die nichts mit einer akademischen Beschäftigung zu tun haben – und selbst im akademischen Bereich sind sie einigermaßen suspekt. Ausnahmen bestätigen auch hier die

51 »Despite all its rich possibilities, one of the significant challenges of co-disciplinarity for any scholar of medievalism is combatting perceptions of dilettantism: the notion that any individual scholar who seeks to traverse disciplinary conventions far beyond his or her perceived disciplinary home is a ›Jack of all trades, master of none.« (Ebd., S. 48)

Regel, etwa bei den inzwischen recht häufig zitierten Wagner-Opern; demgegenüber gilt aber eine Leidenschaft für Mittelalterfilme oder Fantasyromane schnell als unprofessionell. Das ist bedauerlich, denn häufig waren es doch genau diese Interessen, die die Wissenschaftler*innen erst zur Mediävistik gebracht haben. Richard Utz formuliert dieses Dilemma folgendermaßen:

Die meisten akademischen Mediävist*innen unterscheiden sich von außerakademischen Liebhaber*innen der mittelalterlichen Kultur nur durch das Maß, in dem sie ihre Sehnsucht nach der Vergangenheit entpersonalisieren, diese Sehnsucht in wissenschaftliche und wissenschaftsähnliche Praktiken überführen und ihre Aktivitäten mit anderen teilen.⁵²

Postromantische Positionen

Um diese Selbstzensur, diese Unterdrückung von Begeisterung zu überwinden, könnte man also eine Rückkehr zu den romantischen Praktiken vorschlagen – genauer: zu jenen romanischen Praktiken, die, um noch einmal Goethe zu zitieren, in der ›Liebhaberei‹ der ›Mittelälrtler‹ nichts Verwerfliches sehen, sondern vielmehr eine positive Bemühung, die ›manches Unschätzbare ans Tageslicht‹ bringt. Diese Präzisierung ist wichtig, denn auch die Gründungsväter der Germanistik, die jede nicht-wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Mittelalter abqualifizierten, waren ja Romantiker. Der Soziologe Hans Freyer ist wegen seiner Nazi-Vergangenheit grundsätzlich ein schwieriger Gewährsmann, aber seine Einschätzung ist trotzdem richtig, wenn er schreibt, dass sich

52 »Most academic medievalists distinguish themselves from extra academic lovers of medieval culture only by the degree to which they depersonalize their desire for the past, sublimate that desire into scientific and science-like practices, and share their activities with others.« (Richard Utz: *Medievalism*, S. 81f.)

die deutsche Romantik nicht als Dichtung vollendet habe, sondern als Wissenschaft.⁵³

Eine Rückkehr zu romantischen Praktiken hieße also hier, die Trennung in ›ernsthafte‹ Wissenschaft und Dilettantismus aufzuheben und Liebhaberei zuzulassen, nicht nur für das Mittelalter und für seine Texte, sondern gerade auch für moderne Interpretationen des Mittelalters.⁵⁴ Wenn die Grenzen zwischen Wissenschaft und Liebhaberei fielen – oder zumindest durchlässiger würden –, dann könnten die Mediävisten, die viele Mediävist*innen nur in ihrer Freizeit anschauen, lesen, spielen oder sonstwie betreiben, auch einen Platz in ihrem Berufsleben bekommen und zum Gegenstand von Forschung und Lehre werden. Die englischsprachige, vor allem US-amerikanische Mediävistik zeigt, welche Möglichkeiten sich damit ergeben. Die ›medievalism studies‹ haben das Betätigungsfeld von Mediävist*innen erheblich erweitert, Brücken zwischen mittelalterlichen Gegenständen und ihren zeitgenössischen Interpretationen geschlagen und damit zugleich Beiträge zu drängenden gesellschaftlichen Fragen geliefert, etwa zu Rassismus, Ökologie und (toxischer) Männlichkeit. Auf einige dieser Themen gehen wir ausführlicher in den folgenden Kapiteln ein.

Solche Brücken, die mittelalterliche Gegenstände und Themen mit neuzeitlichen Rezeptionen im weitesten Sinne verbinden, machen auch noch einmal deutlich – und darin unterscheidet sich unsere postromantische Position von der romantischen –, dass das Mittelalter nicht aufgehört hat. Das Mittelalter ist nicht das Andere unserer Gegenwart, egal, ob nun zum Guten oder zum Schlechten. Beide Deutungen, für die der Historiker Otto Gerhard Oexle den Begriff des ›entzweiten Mittelalters‹⁵⁵ geprägt hat, finden sich nämlich recht häufig. Dabei ist es letztlich egal, ob es als dunkles Zeitalter imaginiert wird, das zugunsten einer besseren, helleren, aufgeklärteren Gegenwart überwunden wurde –

53 Hans Freyer: Diltheys System der Geisteswissenschaften, S. 494.

54 Alles, was wir zu Dilettantismus und Liebhaberei schreiben, hat übrigens vor uns – und viel schöner – bereits die US-amerikanische Anglistin Carolyn Dinshaw geschrieben (Carolyn Dinshaw: *How Soon is Now?*).

55 Otto Gerhard Oexle: *Das entzweite Mittelalter*.

abgesehen natürlich von den ›mittelalterlichen Zuständen‹, von denen immer dann die Rede ist, wenn es um religiöse Unterdrückung, Folter oder wiederholte Stromausfälle geht –, oder als ein goldenes Zeitalter, in das man sich zurücksehnt. Dies war die Position vieler Romantiker, von Novalis' christlich-europäischer Einheitsfantasie bis zu Schlegels Idealisierung – und Parallelisierung – von deutscher Dichtkunst und deutschem Kaisertum, und dies ist auch die Position der Neuen Rechten, die sich das Mittelalter als eine Zeit ethnischer und moralischer Reinheit zusammenfabuliert, als Männer noch Männer, Frauen noch Frauen und Deutsche noch Deutsche waren.

Aus postromantischer Sicht ist das gleich mehrfacher Unsinn; denn erstens zeigt ein erweiterter Blick auf das Mittelalter, der nicht nur die höfische Kultur und den ritterlichen Helden betrachtet, dass solche Vorstellungen nicht haltbar sind; zweitens taugt das Mittelalter nun einmal nicht als Gegensatz zur eigenen Gegenwart, dafür sind beide zu sehr miteinander verschlungen. Das bedeutet aber auch, dass das Mittelalter kein Woanders und die Beschäftigung mit dem Mittelalter kein Eskapismus sein kann. Wenn wir moderne Mediävismen – gerade auch die in der Forschung oft marginalisierten sogenannten populären Bücher, Filme und Spiele – ernst nehmen, müssen wir unsere eigenen Positionen und unsere Zeitgebundenheit immer mitdenken. Das ist eine Herausforderung und manchmal unbequem, gleichzeitig laden uns Mediävismen aber auch zu dieser Art der Auseinandersetzung ein – eine Auseinandersetzung, die wir Mediävist*innen häufig nicht zu führen gewohnt sind, wenn wir uns nur mit den mittelalterlichen Texten, Kunstwerken (und so weiter) beschäftigen.

Diese Auseinandersetzung ließe sich, um ein vorerst letztes Mal das Bild zu bemühen, besser in der Mittelalter-Lobby als an der Mittelalter-Rezeption führen; an einem Ort, an dem man mit anderen Forscher*innen ins Gespräch kommen und sich austauschen kann. Gemeinsam könnte man Mediävismen von unterschiedlichen Positionen aus bearbeiten, nicht nur, um Wissens- und Kompetenzlücken zu schließen, sondern auch, weil es manchmal einfach mehr Spaß macht, mit anderen zusammenzuarbeiten. Es würde zwar die Unterteilung der Universität in verschiedene Fächer und Disziplinen nicht von heute auf morgen auf-

lösen, aber es könnte helfen, mehr in Kategorien von unterschiedlichen Kompetenzen zu denken als in Kategorien von Zuständigkeiten, die verteidigt werden müssen. Und wenn wir gleichzeitig noch versuchen, die Mauern der Wissenschaft ein wenig zu schleifen, dann könnten diese Auseinandersetzungen auch eine Öffentlichkeit mit einbeziehen, die unsere Begeisterung für das Mittelalter teilt, wie es sich uns heute in Serien, Historischen Romanen und Mittelaltermärkten darstellt.

Eine solche Mediävistik, die also zur Romantik zurück- und zugleich über sie hinausgeht, kurz gesagt: eine postromantische Mediävistik, würde einen Raum schaffen für eine offene, interessierte, ungeniert begeisterte Auseinandersetzung – mit mittelalterlichen Texten, mit zeitgenössischen Interpretationen, mit anderen Forscher*innen, mit der eigenen Person und mit der eigenen Gegenwart.

IV. Darf man mittelalterliche Erzählungen übersetzen?

Das Romantische selbst ist eine Übersetzung¹

Kaum jemand (außerhalb der Universitäten) liest deutschsprachige Texte des Mittelalters – und das ist auch kein Wunder. Wer einmal, durch welchen Zufall auch immer, eine typische Ausgabe eines solchen Textes in die Hand bekommen hat, wird nicht gerade zur Lektüre eingeladen. Auf der linken Seite befindet sich in aller Regel der mittelalterliche Text, Vers für Vers – denn viele der Erzählungen sind in Versen verfasst –, und dieser mittelalterliche Text lässt sich auch von denjenigen, die Deutsch als Muttersprache sprechen, ohne ein wenig Übung und ohne ein Wörterbuch nicht besonders gut verstehen. Bei Textausgaben mit philologischem Anspruch finden sich unterhalb des mittelalterlichen Textes dann auch noch zahlreiche Anmerkungen. Deren Sinn erschließt sich allerdings nur denjenigen, die wissen, welchen Weg man von den Handschriften, die die Texte überliefern, zu einer gedruckten Textausgabe zurücklegen muss, wenn man sich an die philologischen Gepflogenheiten hält. Auch diejenigen, die über dieses Wissen verfügen, werden die Anmerkungen aber in aller Regel ignorieren. Nicht ohne Grund stehen diese Anmerkungen am Fuß der Seite, vom »eigentlichen« Text getrennt und geradezu außer Sichtweite. Schon das Layout macht

1 Clemens Brentano: Godwi, S. 262.

es einem leicht, diese randständigen Anmerkungen nicht weiter zu beachten.

Auf der rechten Seite einer heute typischen Ausgabe befindet sich eine Übertragung des mittelalterlichen Textes in das heutige Deutsch. Solche zweiseitigen Ausgaben gibt es eigentlich erst seit den 1960er-Jahren – es handelt sich also um eine noch recht junge Entwicklung, auch wenn man hier und da Vorläufer findet.² Hier nun wird es spannend für diejenigen, die nicht den Anspruch haben, sich durch den Text auf der linken Seite zu arbeiten; diejenigen, die gut damit leben können, dass man ihnen eine Übersetzung bietet. Solche Übersetzungen sind ja auch weder etwas Besonderes noch besonders innovativ: Auch bei fremdsprachigen Romanen der Gegenwartsliteratur sind selbst diejenigen, die sprachbegabt sind, immer wieder auf Übersetzungen angewiesen (wobei in diesem Fall die Verlage normalerweise nicht den fremdsprachigen Text mitliefern). Zwar ist das mittelalterliche Deutsch für diejenigen, die Deutsch als Muttersprache sprechen, keine Fremdsprache in einem strengen Sinn; aber das mittelalterliche Deutsch ist weit genug von unserer heutigen Sprache entfernt, um eine Übersetzung notwendig zu machen.

Da es sich also durchaus um eine Selbstverständlichkeit handelt, ist die geradezu zwangsläufige Enttäuschung angesichts der Übersetzung dann umso größer. Die Übertragung auf der rechten Seite ist nämlich in aller Regel gar nicht dafür gedacht, als eigenständiger Text kontinuierlich gelesen zu werden. Übertragen wird in der Regel Vers für Vers, sodass die Übertragung möglichst nah am mittelalterlichen Text bleibt. Man muss sich also durch eine brüchige und gebrochene Prosa arbeiten. Das ist kein Fehler, das hat Methode. Die Übertragung auf der rechten Seite soll gar nicht selbstständig gelesen werden, weil es sich lediglich

2 Ein sehr früher Vorläufer erschien bereits 1786/87, blieb aber für die weitere Entwicklung dieser Text- und Präsentationsform folgenlos: Iwain, ein Heldengedicht vom Ritter Hartmann, der nächst um die Zeiten K[aiser] Friedrichs des Rothbarts lebte, zur Seite nach heutiger Mundart erklärt, mit Vorberichten, Anmerkungen, und einem Glossarium versehen von Karl Michaeler, Kustos auf der wienerischen Universitätsbibliothek. 2 Bände, Wien 1786/87.

um eine Hilfestellung handelt, um mit dem mittelalterlichen Text auf der linken Seite zurechtzukommen. Die rechte Seite führt zur linken Seite hin, zum (gut romantisch gedachten) Original – und soll auch dorthin führen. Das, was man liest, ist keine Übersetzung, sondern eine Krücke.

Kein Wunder also, dass kaum jemand deutschsprachige Texte des Mittelalters liest. Dass es dazu gekommen ist – und so weit gekommen ist –, das wiederum ist eine spannende Geschichte, die uns außerdem helfen kann, die Wege und Umwege der Romantik und Postromantik besser zu verstehen. Es zeigt sich nämlich, dass es durchaus Momente gab, romantische Momente, die eine andere Art des Übersetzens und eine andere Art der Präsentation mittelalterlicher Texte erlaubt und ermöglicht hätten. Postromantisch zu sein und zu handeln heißt nämlich in diesem Fall, sich an eine Möglichkeit der Romantik zu erinnern, die folgenlos blieb, an einen Augenblick voller Potenzial, das nicht verwirklicht wurde. Und postromantisch zu sein heißt dann auch, an diese romantischen Möglichkeiten anzuknüpfen, um über die Romantik hinauszugelangen.

Eine kurze Geschichte des Übersetzens mittelalterlicher Texte

Man beginnt diese Geschichte, die Geschichte der Übersetzungen mittelalterlicher Texte, wohl am besten mit Ludwig Tieck, der sich in den Jahren um 1800 mit der deutschsprachigen Lyrik des späten 12. und 13. Jahrhunderts beschäftigt hat. Diese Beschäftigung war indes weder Selbstzweck noch an einen kleinen Kreis von Expert*innen gerichtet. Tieck ging es in diesem wie auch in anderen Fällen um die Popularisierung mittelalterlicher Texte und so wollte er auch die Lyrik popularisieren, sie also »einem breiteren Publikum jenseits der Gelehrten zugänglich machen«.³

Für diese Lyrik steht bis heute ikonisch die *Manessische Liederhandschrift*, die etwa in den Jahren 1300 bis 1340 in Zürich entstand und

3 Stefan Scherer: Populäre Künstlichkeit, S. 89f.

heute in Heidelberg liegt – allerdings nicht etwa im Heidelberger Schloss oder an einem anderen Ort romantischer Mittelalterverehrung, sondern in der Universitätsbibliothek, was durchaus zur akademischen Vereinnahmung passt, über die wir zuvor gesprochen haben. So rollen denn auch die Mittelaltergermanist*innen manchmal mit den Augen, wenn die Abbildungen dieser Handschrift heute in allen möglichen Zusammenhängen herangezogen werden, in denen die Betrachter*innen selbst dann an das Mittelalter denken sollen, wenn der Begriff gar nirgends genannt wird. Wer die Bilder sieht, deren oder dessen Gedanken richten sich ganz von selbst in eine Vergangenheit, die diese Handschrift zu visualisieren hilft.

Die Manessische Liederhandschrift verkörpert also »das Mittelalter« – mit ihren Bildern, aber durchaus auch mit den Liedern, die dort gesammelt wurden. Dies gilt allerdings nicht für alle Lieder, denn schon Tieck interessierte sich vor allem für die Liebeslyrik und klammerte alles andere aus. Mittelalterliche Lieder zu politischen Themen und zu Fragen, wie man sich zu verhalten hat, hat Tieck in sein Buch nicht aufgenommen, sie waren ihm zu »unpoetisch, weil nicht intuitiv zu verstehen«. ⁴ Diese Entscheidung hatte Folgen, denn auf diese Weise wurde quasi von Anfang an das Bild geprägt, dass es im deutschsprachigen Mittelalter eigentlich nur Liebeslieder gebe. Gerade diese Liebeslyrik wurde in den Händen der Romantiker zu einem mediävalem Vehikel, zu einer überaus effektiven Maschine zur Produktion einer Liebesideologie, die wir noch heute romantisch nennen. Mit den mittelalterlichen Liedern hat diese Ideologie durchaus Berührungspunkte; erfunden und genutzt wurde diese Liebesideologie aber im 19. Jahrhundert für das 19. Jahrhundert, also für die eigene Zeit. Diese Nutzung mittelalterlicher Lieder für die Etablierung eines – im doppelten Wortsinn – romantischen Liebeskonzepts gehört zu den erfolgreichsten Projekten der an erfolgreichen Projekten nicht armen Romantik. Immerhin prägt uns dieses Liebeskonzept bis heute.

Ludwig Tiecks Sammlung mittelalterlicher Lieder erschien im Jahr 1803 unter dem heute etwas seltsam klingenden Titel *Minnelieder aus dem*

4 Volker Mertens: Bodmer und die Folgen, S. 75.

Schwäbischen Zeitalter.⁵ Der Titel verweist auf die Kaiser aus dem Hause Hohenstaufen (bei Göppingen gelegen und somit in Schwaben), also auf Friedrich I. bis Konrad IV., die von der Mitte des 12. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts regierten und unter deren Herrschaft die Romantiker die Blütezeit der mittelalterlichen Poesie verwirklicht sahen.

In ihrer ursprünglichen Sprachform wären die Lieder freilich dem Publikum des frühen 19. Jahrhunderts nicht zuzumuten gewesen; oder besser gesagt: Kaum jemand hätte sich mit den originalen Texten der Manessischen Liederhandschrift abgeben wollen und können. Deshalb hat Tieck etwas getan, was einem romantischen Begehren nach Ursprüngen und Originalität zumindest auf den ersten Blick widerspricht: Tieck nämlich hat die mittelalterlichen Lieder sprachlich in Richtung seiner Gegenwartssprache gleiten lassen. Wörter und Wendungen, die ihm verständlich schienen, ließ Tieck stehen; für unverständliche Wörter und Wendungen jedoch suchte er nach Alternativen. Und schließlich hat er insgesamt dafür gesorgt, dass die Lieder besser dem ›Sound‹ entsprechen, den man in der Zeit um 1800 von Liebesliedern und Liebeslyrik erwartet hat. Ludwig Tieck hat, anders gesagt, die mittelalterlichen Lieder romantisiert (hat sie in den romantischen ›Sound‹ transponiert) – und zugleich das romantische Liebeskonzept mediävalisiert (also das avancierte zeitgenössische Liebeskonzept auf eine mittelalterliche Grundlage gestellt). Seit Tieck klingen für uns mittelalterliche Lieder romantisch; und seit Tieck zeigt das romantische Liebeskonzept auf das Mittelalter.

Für uns heute klingt das, was Tieck sprachlich fabriziert hat, wohl eher sperrig und fremdartig. In inhaltlicher Hinsicht, was insbesondere die Geschlechterverhältnisse und die Strukturen des Begehrens anbelangt, erkennt man aber schnell vieles wieder, was auch heute noch in einem breiten Verständnis als romantisch gelten kann. Die ersten drei Strophen der Tieck'schen Liedersammlung beispielsweise beginnen folgendermaßen – mit einem Lied, das einem Kaiser zugeschrieben wird.

5 Ludwig Tieck: Minnelieder aus dem Schwäbischen Zeitalter.

Kayser Heinrich

Ich grüße mit Gesange die süssen,
Die ich vermeiden nicht will und nicht mag,
Da ich sie von Munde rechte mochte grüßen,
Ach, leider! das ist mancher Tag:
Wer nun dieses Lied singe vor ihr,
Dich ich vermeide so unsänftlich hier,
Es sei Weib oder Mann, der habe sie gegrüset von mir.

Mir sind die Reich' und Land' unterthan
Wenn ich bei der Minniglichen bin,
Und wenne ich nun scheid von dann
So ist mir alle mein Gewalt und mein Reichthum dahin,
Nur sehnlichen Kummer zähle ich mir dann zur Habe,
So kann ich an Freuden steigen auf und auch abe,
Und bringe den Wechsel, wie ich wähne, um ihre Liebe zum Grabe.

Da ich sie nun gar so herzlichlichen minne,
Und sie ohne Wanken zu allen zeiten trage
Beide im Herzen und auch im Sinne,
Unterweilen mit viel mannicher Klage:
Was giebt mir darumme die Liebe zum Lohne?
Da bietet sie mir's so rechte schöne,
Eh ich mich ihrer verziehe, ich verziehe mich eh der Krone.

Es spricht also der Kaiser – mit ihm beginnt nicht nur bei Tieck die Liedersammlung, sondern bereits in der Manessischen Liederhandschrift. Mit den quasi herrscherlichen Worten des Kaisers werden einige derjenigen Beziehungen und Bezüge errichtet, die das romantische Liebeskonzept ausmachen. Romantische Liebe geht von einer emotional intensiven heterosexuellen Zweierbeziehung aus, in diesem Fall mit der *süssen*; und von dieser Frau ist derjenige, der hier »ich« sagt, gerade getrennt. Für dieses Ich gibt es nur genau diese eine andere Person, die nicht nur geliebt wird, sondern geradezu verehrt. Nur wenn dieses Ich bei dieser Person ist, ist das Ich ganz und vollständig. Ist die

geliebte Person aber abwesend, dann folgt tiefes Leid – und es ist dieses Wechselbad der Gefühle, das zum Sprechen animiert und so zum Lied führt. Angesichts dieser privilegierten Zweierbeziehung ist das, was um einen herum passiert, nachrangig – geradezu unwichtig. Deshalb will das kaiserliche Ich lieber auf seine Krone verzichten als auf die Geliebte. Zur romantischen Liebe gehört, dass man bereit ist, alles aufzugeben für die geliebte Person.

Dieses Liebeskonzept war schon in der Realität der Romantik nicht plausibel und kein lebbares Ideal, vom Mittelalter gar nicht zu reden. Darum geht es aber auch nicht. Die Entwicklung und Etablierung dieses romantischen Liebeskonzepts war auch ohne unmittelbaren Realitätsbezug überaus wirksam und einflussreich – und das für rund 200 Jahre. Heutzutage mag es möglicherweise um diese romantische Liebe gar nicht so gut stehen, zumal kaum mehr jemand an dieses Konzept glauben dürfte und sich eine größere Bandbreite von Beziehungsmodellen entwickelt hat. Aber auch heute noch bildet, zumindest im globalen Westen, das Modell der romantischen Liebe ein Zentrum, auf das sich andere Liebesmodelle und Lebensweisen beziehen und beziehen müssen. In Filmen und Romanen und in zig weiteren medialen Formen werden romantische Beziehungsmodelle immer und immer wieder reproduziert. Man kann anders leben, als es das romantische Liebeskonzept vorschreibt; aber man wird dennoch immer wieder mit diesem Liebeskonzept konfrontiert und muss sich zu diesem Konzept verhalten und positionieren. Dennoch – vielleicht auch gerade deswegen – mag die heutige Schwäche des romantischen Liebeskonzepts aus Sicht der Mittelalterforschung einen perfekten Moment bieten, um Schluss zu machen mit der seit rund 200 Jahren geradezu obsessiven Beschäftigung mit mittelalterlichen Liebeskonzepten unter romantischer Perspektive.

Zunächst aber müssen wir zurück zu Ludwig Tiecks Ausgabe mittelalterlicher Liebeslieder, die bei Tieck ja gar kein mittelalterliches Original sein sollen, sondern eine aktualisierte und an seine eigene Zeit angepasste Version. Die Leser*innen sollen auf diese Weise möglichst geschmeidig an das herangeführt werden, was für Tieck Poesie ist und heißt – und diese Poesie ist seiner Meinung nach überzeitlich.

Wie gut ihm dieser Brückenschlag von seiner Gegenwart in mittelalterliche Zeiten hinein gelungen ist, darüber kann man streiten. Hier und da scheinen mittelalterliche Formulierungen durch, die nicht immer leicht verständlich sind; auch die Vorstellung eines Banns und einer Ächtung ganz am Schluss des Liedes könnten die Leser*innen stolpern lassen. Insgesamt aber dürften die Lieder für Menschen der Zeit um 1800 gut lesbar und einigermaßen verständlich gewesen sein.

Dennoch war dem Buch beim breiten Publikum kein Erfolg beschieden. Woran genau das lag, ist schwer zu entscheiden. Die romantische Mittelalterbegeisterung lag noch in ihren Anfängen und Tiecks Buch gehört zu den frühen Experimenten, mit denen man versuchte, einer größeren Menge von Menschen mittelalterliche Vorstellungen zu vermitteln. Was die Übersetzungen mittelalterlicher Texte anbelangt, war Karl Simrock ab den 1820er-Jahren deutlich erfolgreicher als Tieck. Simrock hat zahlreiche mittelalterliche Texte übersetzt, darunter etwa auch das *Nibelungenlied*. Auch Simrock bemüht sich so wie Tieck, die Leser*innen durch eine vorsichtige Aktualisierung der alten Texte an die Originale heranzurücken. Seine Übersetzungen sind für heutige Leser*innen zwar kaum genießbar, waren aber im 19. Jahrhundert immens einflussreich bei der Popularisierung mittelalterlicher Texte. Dass man Simrocks Übertragungen spätestens seit der Mitte des 20. Jahrhunderts nicht mehr liest, dürfte auch damit zu tun haben, dass seine Übertragungen für das 19. Jahrhundert gedacht waren und nicht gut gealtert sind.

Abgesehen von den Übersetzungen halfen ab den 1870er-Jahren die Historischen Romane von Felix Dahn bei der Popularisierung der Mittelalter, allerdings weniger der mittelalterlichen Literatur, sondern eher der mittelalterlichen Geschichte. Ihm voraus gingen seit den 1840er-Jahren die Mittelalteropern Richard Wagners – und parallel dazu erschienen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Massen an Mittelalterromanen, denn vor allem ab der Jahrhundertmitte brauchte man ja für die Etablierung eines Deutschen Reichs eine Vorstellung einer gemeinsamen Vergangenheit, die nicht in der griechisch-römischen

Antike beginnen konnte und also in einem ›germanischen‹ Mittelalter beginnen musste.⁶

Das Mittelalter, das Tieck und später Simrock präsentieren, wurde also für ihre Gegenwart aufbereitet und an diese Gegenwart herangerückt. Das Ergebnis sind dann keine Übersetzungen im heutigen Sinne, aber auch keine Neubearbeitungen, sondern etwas dazwischen. Gegen Ende dieses Kapitels werden wir auf diese Möglichkeit zwischen Übersetzung und Neubearbeitung zurückkommen. Zunächst aber müssen wir diese Option beiseite schieben, weil sich diese romantische Möglichkeit des Umgangs mit mittelalterlichen Texten in der sich an den Universitäten etablierenden Germanistik nicht durchgesetzt hat. Die Entwicklung ging stattdessen hin zu Ausgaben, die einen möglichst originalen, das heißt autornahen, mittelalterlichen Text präsentierten. Derartige Ausgaben werden dann mit dem Etikett ›wissenschaftlich‹ versehen. Tiecks Ausgabe ist aus dieser (späteren) Perspektive noch keine wissenschaftliche Ausgabe. Solche Ausgaben musste man erst entwickeln – und es wird einige Zeit brauchen, bis man weiß, wie man solche wissenschaftlichen Ausgaben zu machen hat.

Der Arme Heinrich in der Ausgabe der Brüder Grimm

Um zu sehen, wie ein nächster Schritt in Richtung dieser wissenschaftlichen Ausgaben aussah, können wir unseren Blick auf die Brüder Grimm richten. In der Stadt Kassel, in den frühen 1810er-Jahren, war Jacob Grimm Bibliothekar des Königs von Westphalen, Jérôme Bonaparte. Kassel war die Hauptstadt des noch jungen Königreichs und auch wenn Jacob Grimm als Bibliothekar wohl nicht übermäßig viel zu tun hatte, sodass Zeit für das Studium mittelalterlicher Handschriften blieb, waren es spannende Zeiten für die Bibliotheken des gerade erst zu Ende gegangenen Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation. Durch die Aufhebung der Klöster und kirchlichen Besitztümer im Rahmen

6 Volker Mertens: Bodmer und die Folgen, S. 76.

der Säkularisation kamen die weltlichen Staaten in den Besitz riesiger Mengen an Büchern, darunter auch zahlreiche mittelalterliche Handschriften. Und auch wenn der größte Teil dieser Handschriften mit lateinischen Texten gefüllt war, waren darunter nicht wenige mit deutschsprachigen Texten. Über diese Handschriften, die nun in den staatlichen Bibliotheken lagen, konnte man sich bald leichter einen Überblick verschaffen, als das zuvor möglich war.

Ein Ergebnis dieser Beschäftigung mit mittelalterlichen deutschsprachigen Texten ist ein Buch, das im Jahr 1815 erscheint, »herausgegeben und erklärt durch die Brüder Grimm«, wie es auf dem Titelblatt heißt.⁷ Die Erzählung, die die Brüder herausgeben, stammt von Hartmann von Aue, wurde wohl irgendwann um das Jahr 1200 geschrieben und trägt den Titel *Der arme Heinrich*.

Um im Jahr 1815 ein solches Buch herauszugeben, sind zahlreiche Schwierigkeiten zu überwinden. Zwar gab es auch in den Jahrzehnten zuvor Ausgaben mittelalterlicher deutschsprachiger Texte, etwa von Johann Jakob Bodmer, einem umtriebigen Schweizer Geschichtspräsident. Von einer Nachfrage nach derartigen Texten – seitens einer interessierten Leseöffentlichkeit – konnte man aber nicht ausgehen. Die mittelalterlichen Texte waren fremd und fremdartig, kaum lesbar und eine Herausforderung für die ästhetischen Maßstäbe der Zeit. Dementsprechend konnte man sich nicht darauf verlassen, dass ein solches Buch auch gekauft wurde – was wiederum die Verleger nicht unbedingt dazu veranlasste, ein derartiges Buch in den Druck zu geben.

Eine Leser- oder zumindest Käuferschaft musste also überhaupt erst hergestellt werden. Jacob und Wilhelm Grimm versuchten, dieses Problem zu lösen, indem sie das Buch in den Dienst der Napoleonischen Kriege stellten, genauer gesagt: in den Dienst Hessens. Im Jahr 1815 war das Kurfürstentum Hessen bereits wiederhergestellt und Jacob Grimm stand im Dienst des zurückgekehrten Kurfürsten. Gewidmet ist die Ausgabe des *Armen Heinrich* der hessischen Kurfürstin und der hessischen Kurprinzessin. Und zu Beginn des Buchs findet sich eine neun Seiten lange Auflistung von Namen, nämlich von denjenigen,

7 Hartmann von Aue: *Der arme Heinrich*.

die das Buch schon vor Erscheinen bestellt und/oder Geld gespendet hatten. Denn mit dem Buch ging auch eine Spendensammlung einher, zugunsten des Frauenvereins, dem die Brüder Grimm, so heißt es am Ende der Auflistung der Teilnehmenden, 194 Taler ausbezahlten.

Ob diejenigen, die ein Exemplar des Buchs vorbestellt hatten, dieses dann auch tatsächlich gelesen haben, können wir nicht wissen. Zumindest aber können wir beobachten, dass die Brüder aktiv dafür gesorgt haben, dass Bücher verkauft wurden – und diese Verkäufe dienten dann wiederum als Werbung für weitere Verkäufe, zumal eben auch die Kurfürstin und die Kurprinzessin ganz oben im Verzeichnis der Teilnehmenden erschienen.

Dies war *eine* Strategie, um die Ausgabe des *Armen Heinrich* zu popularisieren, sie unter die Leute zu bringen. Die *zweite* Strategie knüpft an den Nationalismus an, der sich im Zuge der Napoleonischen Kriege auch auf dem Gebiet des ehemaligen Heiligen Römischen Reichs verbreitete und der sich seitdem nach und nach als übergreifender politischer Rahmen über die Erdkugel verteilt hat. Noch vor der Auflistung der Teilnehmenden an der Spendensammlung und der Vorbestellung des Buchs finden sich zwei Seiten mit einer Art Widmung oder Vorrede – es ist nicht ganz einfach, das zu bezeichnen, was auf diesen beiden Seiten passiert. »Als Gott und deutsche Tapferkeit unsere Fürsten wieder vor das Stadt-Thor von Kassel geführt«, so beginnt der Text,

da spannte das Volk die Pferde aus und rief: ›Hessenblut soll sie hereinziehen, das lebt immerdar!‹ Und als die Männer hinauszogen, hielten sie das Schwert in der Hand, im Herzen den Gedanken fest: ›Hessenblut soll für's Vaterland kämpfen, das lebt immerdar!‹ So hat sich Liebe und Treue, selbst unter dem Schutt, den fremde Gewalt darüber geworfen, wie Gold in der Erde, unverringert und unversehrt erhalten.

Verfechtern des Nationalismus wird es bei solchen Szenerien warm ums Herz; und Verächter des Nationalismus tun sich leicht, die Logiken der Unterordnung und selbsterwählten Knechtschaft zu kritisieren. Das Volk spannt also die Pferde der Kutsche des endlich heimgekehrten

Kurfürsten aus, um sich selbst zum Pferd zu machen, um die Kutsche selbst in die Stadt Kassel hineinzuziehen. »Hessenblut«, »Vaterland«, »Liebe und Treue«, »fremde Gewalt« – die nationalistischen Stichworte folgen hier dichtgepackt.

Dabei kann man sich durchaus fragen, woher die Begeisterung für den Kurfürsten, für Wilhelm I., eigentlich kommt: »Wilhelm I.«, so formuliert es die Buchwissenschaftlerin Ursula Rautenberg,

gilt als eine der berühmtesten Fürstengestalten der deutschen Geschichte; in drei Verträgen von 1776/77 verkaufte er »Hessenblut« an England für den Kampf gegen die aufständischen Kolonien; mit den englischen Subsidien schuf Wilhelm sich einen Hausschatz, der ihn zu den reichsten Fürsten Deutschlands zählen ließ. Sein politisches Handeln richtete sich allein nach den Gesetzen des größten persönlichen Vorteils [...].⁸

In der Widmung (oder Vorrede) klingt nichts davon an. Allzu verwunderlich ist das vermutlich nicht. Dass die Beziehung zwischen Herrschenden und Beherrschten auch psychologisch komplex ist, lässt sich etwa aus der Forschung zum Kolonialismus der Neuzeit lernen (und auch in der Geschichte vom *Armen Heinrich* geht es interessanterweise um Herrschaftsbeziehungen). Außerdem bevorzugen die Brüder wohl die Herrschaft »ihres« Fürsten gegenüber der Herrschaft eines »fremden« Herrschers.

Der zweite Absatz der Widmung bemüht sich dann, die Ausgabe des *Armen Heinrich* in den Dienst des hessischen Nationalismus zu stellen:

In dieser Zeit, deren Freude zu erleben, sieben Jahre Leid uns reinigten, war die Bearbeitung eines alten, in sich deutschen, Gedichts als ein geringes Opfer dargebracht. Jetzt hat sich unser gesamtes Vaterland in seinem Blut von dem französischen Aussatz wieder geheilt und zu Jugend-Leben gestärkt. Um diesen Preis gebe nun fortan jeder Deutsche alles andere hin und sey stets bereit, als ein freudig Opfer zu fallen. Und keiner stehe von der Gefahr ab, sondern

8 Ursula Rautenberg: Das »Volksbuch vom armen Heinrich«, S. 120.

denen, die aus Furcht oder Liebe ihn zurückhalten wollen, antworte er mit den schönsten Worten der reinen Jungfrau: »nun gönnet mir's, denn es muß seyn!«

Die Herausgabe des mittelalterlichen Textes wird also zum Opfer für das Vaterland. Das ist so weit verständlich – wenn auch nicht unbedingt nachvollziehbar –, während die übrigen Aussagen nur dann Sinn ergeben, wenn man weiß, worum es im *Armen Heinrich* geht: Ein junger Fürst erkrankt plötzlich an einem Aussatz, also an Lepra. Er könne, so sagt man ihm, nur durch das Blut einer Jungfrau geheilt werden, woraufhin er seinen Besitz aufgibt und sich ohne Hoffnung auf Heilung zu einer Bauernfamilie zurückzieht, die zu seinem Herrschaftsgebiet gehört und von ihm abhängig ist. Dort freundet er sich mit der noch jungen Tochter der Bauern an, die sich schließlich bereit erklärt, für ihren Herrn und Fürsten zu sterben. Kurz bevor der Arzt sie tötet, entscheidet sich der Fürst, der die Szene heimlich beobachtet, dann aber um und verhindert die Opferung. Nun greift Gott ein, heilt den Fürsten – und der Fürst heiratet schließlich das Bauernmädchen.

So erklärt sich der zweite Absatz der einleitenden Widmung, also die Erwähnung des französischen Aussatzes, die Heilung des Vaterlands in seinem Blut, die Opferbereitschaft und schließlich die Worte der Jungfrau, die sich freiwillig zum Opfer entscheidet – die geopfert werden will: »Nun gönnet mir's, denn es muß seyn!«

Aus heutiger Sicht wäre vieles zum Inhalt und zur Handlung des *Armen Heinrich* zu bemerken. Der Masochismus des opferwilligen Mädchens etwa und der Voyeurismus des Fürsten,⁹ aber auch die Hierarchien zwischen Fürst und Bauernfamilie, zwischen Herrn und Untergebenen, zwischen dem erwachsenen Mann und dem jungen Mädchen – Hierarchien mit Blick auf das Geschlecht, den Stand und das Alter, die im Rahmen der Erzählung den Wunsch des Mädchens plausibel machen sollen, sich für ihren Herrn zu opfern. Der *Arme Heinrich* ist das Produkt einer adligen Ideologieproduktion, eine adlige Wunschfantasie, bei der sich diejenigen, die dem Adel untergeordnet

9 Näheres dazu bei Andreas Kraß: Bluthochzeit.

sind, freiwillig zum Opfer für ihre Herren entscheiden. Das ist kein schlechtes Modell für den Nationalismus, an den die Brüder Grimm ihre Textausgabe anschließen.

Was aus heutiger Sicht deutlich erkennbar ist, war für die Brüder nicht nur nicht sichtbar, sondern vermutlich auch nicht weiter relevant. Für die Brüder Grimm gehörte der *Arme Heinrich* nicht zu einer ›Kunstpoesie‹, sondern zur ›Volkspoesie‹, also zu Erzählungen, die nicht von gelehrten Autoren erfunden wurden, sondern die sich die Menschen gegenseitig erzählt haben. Heute sieht man das anders; für die Grimms aber war, und auch das hat wieder mit der Romantik zu tun, die sogenannte Volkspoesie interessanter als die Kunstpoesie. Auch deshalb haben sie eben diesen Text herausgegeben, übersetzt, erklärt und kommentiert. In gewissem Sinne galt ihnen die Erzählung als eine Art mittelalterliches Märchen. Sich kritisch mit den Wertvorstellungen und Weltbildern solcher (angeblicher) Märchen auseinanderzusetzen, das war im 19. Jahrhundert nicht vorgesehen.

Über diese beiden Strategien hinaus – die Versammlung einer Gemeinschaft und die Nationalisierung des Textes – gibt es allerdings noch eine *dritte* Strategie, die sicherstellen soll, dass der mittelalterliche Text ein Publikum findet. Die Brüder Grimm beginnen nämlich ihr Buch gar nicht mit dem mittelalterlichen Text, sondern mit einer Übersetzung in ihr Gegenwartsdeutsch.¹⁰ Diese Übersetzung wiederum kümmert sich nicht weiter darum, dass die mittelalterliche Vorlage in Versen abgefasst ist; die Übersetzung besteht aus klarer, gut lesbarer

10 Der *Arme Heinrich* Hartmanns von Aue ist ein spannendes Beispiel für die Entwicklung der Übertragungen aus dem Deutsch der Zeit um 1200 in das jeweilige Gegenwartsdeutsch, weil der Text nämlich mehrfach und durchaus unterschiedlich übertragen wurde – etwa auch im Jahr 1925 von Rudolf Borchardt, der den Text sprachlich in das Spätmittelalter rückt. Diesem Versuch, das Original zu bewahren und zugleich ein klein wenig besser verständlich zu machen, haftet durchaus etwas Romantisches an. Näheres zu den Übertragungen bei Volker Mertens/Carmen Stange: Der »Arme Heinrich« – tot oder lebendig? Allgemein zu den ›literarischen Stationen‹ des *Armen Heinrich* in der Neuzeit und Moderne siehe Ursula Rautenberg: Das ›Volksbuch vom armen Heinrich‹; außerdem Rüdiger Krohn: A Tale of Sacrifice and Love.

Prosa (wobei der Märchenton, den Wilhelm Grimm für die *Kinder- und Hausmärchen* entwickelt hatte, deutlich durchscheint):¹¹

Wie also der Herr Heinrich, vor all seinem Geschlecht gepriesen und geehret, Reichthums und fröhlichen Muthes sich erfreute, da ward auf einmal sein hoher Muth herabgebeugt in ein gar armes Leben und an ihm wie an Absalon offenbaret, daß die üppige Krone weltlicher Süßigkeit in ihrer besten Würde zu den Füßen herabfällt, gleichwie uns die Schrift an einem Orte sagt: »media vita in morte sumus« das heißt: »mitten wir im Leben sind von dem Tod befangen!« Ja, was das festeste ist, das beständigste, das beste, das kräftigste in dieser Welt, das steht schwankend ohne Meisterschaft, wie wir an der Kerze davon ein wahres Bild sehen, die mitten im Licht die dunkle Asche gebiert. Wie sind wir schwacher Art! schauet, wie unser Lachen mit Weinen erlischt! bittere Galle ist getropft in unsere Süßigkeit und unsere Blüthe muß fallen, wenn sie am frischesten leuchtet. Das hat sich wohl an Herrn Heinrich gezeigt. Wer in der höchsten Welt-Seeligkeit lebt der ist vor Gott gering, darum fiel er durch Gottes Willen aus seinem besten Glück in ein gar schmähhliches Leid und ihn ergriff der Aussatz.

Das ist gut erzählt und gut zu lesen. Erst danach, erst nach der Übersetzung findet sich der mittelalterliche Text, mit Anmerkungen und Erläuterungen. Darauf folgen dann weitere, ausführliche Erläuterungen zum Verfasser, seiner Zeit, zu den Handschriften, zum Aussatz, zum Opfer und zu weiteren Aspekten, die für das Verständnis der Erzählung relevant sein können und aus Sicht der Brüder auch relevant sind. Die dritte Strategie, um das Buch unter die Leute zu bekommen, zielt also darauf ab, den Zugang durch eine lesbare Übersetzung und durch ausführliche Informationen zu erleichtern. Wer dann auch noch bereit und willens ist, sich mit dem mittelalterlichen Text zu beschäftigen, kann das anschließend tun – und erhält direkt zum mittelalterlichen Text auch einige Anmerkungen und Hilfestellungen.

11 Volker Mertens/Carmen Stange: Der »Arme Heinrich« – tot oder lebendig?, S. 195–199.

Wenn aber bereits die Brüder Grimm dem mittelalterlichen Text eine gut lesbare Prosaübersetzung vorangestellt haben, warum sehen dann heutige Ausgaben mittelalterlicher deutschsprachiger Texte so anders aus? Um diese Frage zu beantworten, brauchen wir einen groben Überblick über die Geschichte und Entwicklung solcher Textausgaben von den Brüdern Grimm bis heute. Tatsächlich waren sich nämlich schon Jacob und Wilhelm Grimm ziemlich uneinig, was das Übersetzen mittelalterlicher Texte anging: Jacob wollte die Texte gar nicht übersetzen; Wilhelm hingegen hatte damit kein Problem – und er setzte sich in diesem Fall durch.¹²

Eine weitere wichtige Rolle in dieser Geschichte spielte – und spielt noch – Karl Lachmann. Der Name Karl Lachmanns steht wie kein anderer für die Herausbildung einer wissenschaftlichen Editionsphilologie, also der Lehre, wie man Editionen auf die richtige Art und Weise verfertigt. Deshalb wird Lachmanns Name häufig wie eine Art Markenname eingesetzt; ein Markenname, hinter dem bestimmte Innovationen stehen und bestimmte Umgangsformen mit (unter anderem) handschriftlichen Texten. Zwar kann man darüber streiten, ob Karl Lachmann noch zur Romantik zu zählen ist oder zu einem ziemlich unromantischen Positivismus, also zur Lehre, dass die Wissenschaft auf das Sichtbare und Erkennbare zu gründen ist (und also nicht auf theologische Spekulationen oder nicht ohne Weiteres beweisbare Interpretationen); wir indes halten uns an das, was der Linguist Hans Aarsleff in einem Aufsatz aus dem Jahr 1985 festgestellt hat: »Im Rahmen der Geisteswissenschaften haben die Romantik und der Positivismus ihre Kräfte vereint, um gemeinsam eine systematische Methode zu etablieren.«¹³ Romantik und Positivismus machen also gemeinsame Sache.

12 Deshalb darf man davon ausgehen, dass die Übersetzung vor allem von Wilhelm Grimm stammt. Näheres zu diesem Streit über das Übersetzen bei Ursula Rautenberg: *Das ›Volksbuch vom armen Heinrich‹*, S. 70–75.

13 »In humanistic scholarship romanticism and positivism joined forces in the enterprise of system building.« (Hans Aarsleff: *Scholarship and Ideology*, S. 93)

Karl Lachmann und die Erfindung der wissenschaftlichen Edition

Karl Lachmann wird im Jahr 1793 in Braunschweig geboren und studiert ab dem Jahr 1809 zuerst in Leipzig und dann in Göttingen Klassische Philologie. Im Jahr 1816 wird er Privatdozent an der neuen (1809 gegründeten) Berliner Universität und zugleich Lehrer an einem Gymnasium in Königsberg. Im Jahr 1818 bekommt er in Königsberg eine außerordentliche Professur an der dortigen Universität. Von dort aus bemüht er sich um eine ordentliche Professur an der Berliner Universität. Eine solche Professur zu bekommen, ist schon deshalb nicht ganz einfach, weil die Germanistik als eine universitäre Disziplin gerade erst im Entstehen ist. Bei der ersten ordentlichen Professur an der Berliner Universität hat Lachmann dann das Nachsehen – diese Professur bekommt Friedrich Heinrich von der Hagen, der später zu einer Art Intimfeind Karl Lachmanns werden wird. Im Jahr 1827 wird Lachmann dann aber schließlich doch noch ordentlicher Professor für lateinische und deutsche Philologie in Berlin.

Karl Lachmann hat in seinem Leben viele Texte herausgegeben und die Vielfalt dieser Texte zeigt auch, wie stark die frühe deutsche Philologie mit ihrer Mittelalterbegeisterung mit anderen, nichtmittelalterlichen Traditionen verbunden war: etwa mit den antiken Texten, die in den Bereich der Altertumswissenschaft fallen, oder mit den biblischen Texten, für die insbesondere die Theologie zuständig ist. Schon die Bezeichnung seiner Berliner Professur zeigt ja, dass Karl Lachmann nicht nur Germanist war, sondern auch Latinist.

Zu den Textausgaben Karl Lachmanns (wir nennen nur ein paar Beispiele) zählen Ausgaben mit Texten der lateinischen Antike, etwa eine Properz-Ausgabe (1816) und eine Tibull- und Catull-Ausgabe (beide 1829). Daneben gibt Lachmann ab 1838 eine mehrbändige Ausgabe der sämtlichen Schriften Gotthold Ephraim Lessings heraus. Vorher schon, im Jahr 1831, erscheint eine Ausgabe des *Neuen Testaments*. Ab den 1820er-Jahren entstehen schließlich auch Ausgaben mittelalterlicher deutschsprachiger Werke und Autoren: 1826 eine Ausgabe des *Nibelungenlieds*, 1827 eine Ausgabe der Lieder Walthers von der Vogelweide. Das Jahr 1833

bringt eine Ausgabe der Werke Wolframs von Eschenbach; im Jahr 1838 wird Hartmanns von Aue *Gregorius* gedruckt. Im Jahr 1857 schließlich gibt Lachmann – gemeinsam mit Moriz Haupt – eine einflussreiche Sammlung des Minnesangs heraus unter dem Titel *Des Minnesangs Frühling*. Viele dieser Ausgaben werden bis heute benutzt – zum Teil in nur leicht überarbeiteter Form. Insofern kann man wohl sagen, dass Karl Lachmann die Germanistik, insbesondere die Germanistische Mediävistik, und überhaupt auch unsere Wahrnehmung mittelalterlicher Literatur nachhaltig geprägt hat; und das eben vor allem durch seine Textausgaben.

Dass man ältere Texte überprüft, korrigiert, kommentiert und dann gedruckt herausgibt, das ist zu Beginn des 19. Jahrhunderts nichts Neues. Für den ganzen Bereich der antiken Texte gibt es seit der Einführung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern in der Mitte des 15. Jahrhunderts eine Tradition gedruckter Textausgaben. Die Altertumswissenschaften und insbesondere die Klassische Philologie haben in diesem Bereich also einiges an Erfahrung – und in dem Moment, in dem man auf die Idee kommt, mittelalterliche deutschsprachige Texte gedruckt herauszugeben, kann man auf diese Erfahrungen der Altertumswissenschaften und der Klassischen Philologie zurückgreifen. Was freilich hinsichtlich der deutschsprachigen Texte des Mittelalters fehlt, sind Wörterbücher, Grammatiken und überhaupt eine klare Vorstellung davon, wie das richtige, »eigentliche« Deutsch damals gesprochen und geschrieben wurde. Es war also einiges zu tun – und da war es durchaus hilfreich, dass Karl Lachmann ein »Workaholic« war beziehungsweise, wenn man es weniger neumodisch ausdrücken möchte: Lachmann folgte einem preußischen Arbeitsethos.

Gemeinsam mit anderen, insbesondere auch gemeinsam mit Jacob Grimm, wollte Karl Lachmann die Standardsprache des hohen Mittelalters rekonstruieren, ein »Standard-Mittelhochdeutsch«. Er wollte also nicht nur die Texte herausgeben, wie er sie in den Handschriften vorfand, sondern er wollte sie in einer mittelhochdeutschen Standardsprache herausgeben. Im Prinzip wollte Lachmann also eine Art Duden für die Zeit um 1200 rekonstruieren und die Texte der Handschriften daran anpassen.

An einer der wenigen Stellen, an denen sich Lachmann explizit zu seinen Editionsprinzipien geäußert hat, hat er geschrieben, dass er überzeugt sei, »daß die Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, bis auf wenige mundartliche Einzelheiten, ein bestimmtes unwandelbares Hochdeutsch redeten, während ungebildete Schreiber sich andere Formen der gemeinen Sprache, theils ältere, theils verderbte, erlaubten«. ¹⁴

Dass dem tatsächlich so war, dass es eine einheitliche mittelhochdeutsche Dichtersprache gegeben hat, ist aus heutiger Sicht sehr unwahrscheinlich. Hinter dem Lob der Dichter, das mit einer Kritik an den ungebildeten Schreibern einhergeht, steht wohl eher keine Realität, sondern stehen romantische Grundannahmen. Zu diesen Grundannahmen gehört die Vorstellung eines (nicht mehr vorhandenen) Originals, das gegenüber den (vorhandenen) Abschriften bevorzugt wird. Mit dieser Vorstellung geht die Idee eines Autors einher, dessen Stimme möglichst genau zu rekonstruieren ist. Dass tatsächlich die Stimme zentral ist, sieht man auch daran, dass im Zitat der Dichter als jemand präsentiert wird, der »ein bestimmtes unwandelbares Hochdeutsch redete«. Auch diese Bevorzugung der Sprache gegenüber der Schrift ist eine romantische Vorstellung. Die Annahme schließlich, dass dieses Hochdeutsch, diese Einheitssprache, unwandelbar sei, verweist auf die Vorstellung einer sprachlichen Ursprünglichkeit und Einheitlichkeit, die wenig mit mittelalterlichen Realitäten und auch wenig mit der Realität des 19. Jahrhunderts zu tun hat. Die Idee einer solchen sprachlichen Einheitlichkeit entstammt eher einer nationalistischen Zielsetzung, die in die Mittelalter zurückprojiziert wurde.

Auf Basis dieser Annahmen entwickelt Karl Lachmann eine Editionsphilologie, die er gemeinsam mit anderen durchsetzt. Lachmann will zu den Ursprüngen, will die ursprünglichen Texte rekonstruieren, so wie die Autoren sie angeblich geplant und verwirklicht haben. Diese Wertschätzung der Ursprünge und der Dichter fußt deutlich auf einer

14 Zitiert nach Uwe Meves: Karl Lachmann (1793–1851), S. 24. Das Zitat stammt aus Lachmanns *Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts* (Berlin 1820, S. VIII).

romantischen Ästhetik, die dann in die germanistische Editionsphilologie übernommen wird. Es wird bis in die 1990er-Jahre dauern, bis sich die Mediävistik mehr und mehr von solchen Vorgaben befreit und besser lernt, die Wertschätzung auch auf die jeweiligen Handschriften zu richten, in denen die Texte überliefert sind. Statt zu versuchen, das Wort des Autors zu rekonstruieren, geht es in den letzten dreißig Jahren mehr und mehr darum, die tatsächliche Überlieferung ernstzunehmen und zu präsentieren.

Der Autor – romantisch gesprochen: ›der Dichter‹ – spielt dabei dann eine weit weniger prominente Rolle. Wichtiger sind heutzutage die Handschriften, genauer gesagt: die digitalen Abbildungen von Handschriften. Nicht nur kann man heute online auf die Abbildungen, die ›Digitalisate‹, zahlreicher Handschriften zurückgreifen; man kann außerdem digitale Editionen erstellen, die den Leser*innen neue Möglichkeiten eröffnen, indem man etwa Texte unterschiedlicher Handschriften nebeneinander lesen kann oder selbst entscheidet, ob man eine Edition lesen möchte, die sich an einer Handschrift orientiert, oder eine Edition, bei der die Herausgeber*innen ein einheitliches Mittelhochdeutsch hergestellt haben. Während Lachmann das ursprüngliche Wort des Dichters in einer Ausgabe wiederherstellen wollte, sodass die Handschriften quasi nicht mehr nötig waren, sind die Handschriften heute durch die Digitalisate wieder weit präsenter.

Derartige Möglichkeiten standen Karl Lachmann und seinen Zeitgenossen natürlich nicht zur Verfügung und bei aller berechtigten Kritik, die man seit einigen Jahrzehnten verstärkt übt, muss man doch feststellen und festhalten, dass die Editionsphilologie, für die Lachmann steht, zu seiner Zeit und noch lange danach sehr erfolgreich war. Lachmann hat es mit seiner Methode geschafft, die mittelhochdeutschen Texte von einer mittelalterlichen Handschriftenkultur in eine neuzeitliche Druckkultur zu überführen. Das heißt: Lachmann hat es geschafft, die mittelalterlichen Texte so zu präsentieren, dass sie ähnlich aussahen wie die Literatur um 1800 und wie die zeitgenössischen Ausgaben antiker lateinischer Schriftsteller. Was Karl Lachmann seinen Zeitgenossen zu bieten hatte, war das, was man von Dichtung erwartete: gedruckte Werke, die das Wort eines Dichters wiedergeben; Bücher, auf die man

sich beziehen kann, mit denen man arbeiten kann – und nicht eine Vielzahl von Handschriften, die zum Teil geschrieben wurden, als der Autor schon Jahrhunderte tot war.

Insofern kann man wohl sagen, dass die Editionsphilologie Karl Lachmanns zwar einerseits aus heutiger Sicht zu kritisieren ist – weil sie auf Voraussetzungen beruht, die vieles ausblenden, was für die mittelalterliche Handschriftenkultur entscheidend ist. Zugleich muss man aber auch feststellen, dass Karl Lachmann es mit seiner Methode sehr effektiv geschafft hat, mittelalterliche deutschsprachige Texte in das Literatursystem der Zeit einzuspeisen. Die Lachmann'sche Editionsphilologie ist also aus heutiger Sicht zwar kritikwürdig, hat aber unglaublich gut funktioniert – und hat wesentlich dazu beigetragen, die Germanistik als relevante Disziplin an den Universitäten zu etablieren. Jenseits der Universitäten, bei einem breiteren Lesepublikum, dürften freilich andere, populärere Formen des Umgangs mit mittelalterlichen Texten wirksamer gewesen sein als die wissenschaftlichen Editionen.

Auch die Idee eines einheitlichen Hochdeutschen dürfte zum Erfolg der Editionsphilologie beigetragen haben, für die der Name Karl Lachmann stand und steht. Tatsächlich haben sich zumindest die Romane der Zeit um 1200, die ›höfischen‹ Romane, wohl an einer Art ›Verkehrsmittelhochdeutsch‹ orientiert, also einem Mittelhochdeutsch, das man an möglichst allen Fürstenhöfen des deutschsprachigen Raums gut verstehen konnte. Dennoch dürften die sprachlichen Differenzen größer gewesen sein, als Lachmann angenommen hat. Außerdem ignorierte Lachmann, dass mit Heinrich von Veldeke ein Autor am Beginn der höfischen Dichtung steht, der aus dem niederdeutschen Raum stammt – ein Autor also, der Hochdeutsch wohl erst lernen musste. Das recht einheitliche Mittelhochdeutsch der Zeit um 1200 ist so gesehen eine Erfindung eines Sprechers aus dem niederdeutschen Raum. Sich das vor Augen zu halten, ist wichtig, weil es in der Mittelaltergermanistik die Tendenz gab und gibt, den niederdeutschen Raum gegenüber dem hochdeutschen Raum als nachrangig, mithin als unwichtig zu bewerten. Sprachliche Vielfalt und Heterogenität standen nicht gerade auf der Prioritätenliste des 19. Jahrhunderts; auch daran ist die Romantik nicht ganz unschuldig.

Für das große und beeindruckende Projekt der noch jungen Germanistik – mittelalterliche Handschriften zu gedruckten Werken zu machen, ein Standard-Mittelhochdeutsch zu rekonstruieren, Wörterbücher und Grammatiken zu schreiben – war das preußische Arbeitsethos eines Karl Lachmann ein Segen. Er selbst hat allerdings wenig darüber aufgeschrieben, wie er vorgegangen ist. Nur ab und an finden sich ein paar Bemerkungen Lachmanns, mit denen er erklärt, wie er seine Editionen verfertigt hat. Eine interessante Passage findet sich in der zweiten Auflage des *Iwein* Hartmanns von Aue, eines Romans aus der Zeit um 1200. In dieser zweiten Auflage aus dem Jahr 1843 blickt Lachmann zurück auf die erste Auflage, die rund 15 Jahre vorher, im Jahr 1827, erschienen war. Er schreibt, er habe die erste Ausgabe

durch vieljährige arbeiten vorbereitet, die auf erforschung und einübung alles in mittelhochdeutscher poesie gesetzmäßigen und üblichen gerichtet waren. Im februar 1818 begann ich ein umfassendes reimwörterbuch über den grösten theil der erhaltenen erzählenden gedichte und lieder anzulegen, wodurch ich das regelrechte in den wortformen und ihrer quantität, nebst dem eigenthümlichen vieler einzelnen mundarten und dichter genau kennen lernte. im winter 1823 und 24 ward die althochdeutsche verskunst mit aufzählung aller beispiele bis ins kleinste vollständig erörtert, dabei die umbildung oder verfeinerung der gefundenen regeln in den werken der sorgfältigsten dichter des dreizehnten jahrhunderts erforscht. an diesen war mir das nothwendige und das erlaubte fast alles klar geworden; mich an geschmack und gefühl jedes einzelnen dichters anzuschmiegen war bei unzureichenden hilfsmitteln noch nicht genug möglich. alles gedruckte alt- und mittelhochdeutsche, das zu erlangen war, hatte ich wiederholt und genau gelesen, viel ungedrucktes theils gelesen, theils abgeschrieben, ja von manchem gedicht schon mehrere handschriften.¹⁵

15 Zitiert nach Uwe Meves: Karl Lachmann (1793–1851), S. 23. Das Zitat stammt aus *Iwein. Eine Erzählung von Hartmann von Aue* (2. Ausgabe, Berlin 1843, S. 360).

Man erkennt anhand dieser Erläuterungen das Arbeitsethos, den unglaublichen Fleiß, den Lachmann aufwendet – auch seinen Perfektionismus. Wenn man verstehen will, wie es zu dieser Arbeitswut und zur ›preußischen‹ Disziplin Karl Lachmanns hat kommen können, muss man einen näheren Blick auf sein Leben und seine Herkunft werfen. Glücklicherweise gibt es ein Buch des Germanisten und Bibliothekars Harald Weigel aus dem Jahr 1989, in dem Karl Lachmann nicht als großer Held der Philologie erscheint, sondern als ein Mensch mit all seinen Eigenheiten und charakterlichen Besonderheiten.¹⁶

Um nun den Menschen Karl Lachmann kennenzulernen, bietet es sich – gut psychoanalytisch – an, mit dem Vater zu beginnen:

Der Vater Carl Lachmanns stammte aus einer alten preußischen Pfarrerrfamilie. Das Amt des Predigers soll in der Altmark seit Jahrhunderten vom Vater auf die Söhne übertragen worden sein – ein Vorhaben, das Lachmanns Vater bei seinen Söhnen mißlang. Nicht das Amt, den Charakter des Vaters soll der Philologe als Erbteil empfangen haben. »Das strenge Wesen des Vaters scheint durch Naturanlage und Erziehung auf ihn übergegangen zu sein.«¹⁷

Dass die Pfarrerrfamilien für die deutsche Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts eine prägende Rolle spielen, das ist seit Langem erkannt und bekannt. In Lachmanns Fall spielen die Pfarrerrfamilien dann eben auch eine wichtige Rolle bei der Etablierung einer germanistischen Philologie.

Die Erziehung des Vaters scheint streng gewesen zu sein. Allzu viel hat Lachmann selbst dazu zwar nicht gesagt, aber es gibt eine Autobiografie seines Vaters. Dort heißt es:

Mein ältester Sohn war in der Kindheit sehr schwächlich und ward nur mit der sorgfältigsten Pflege erhalten. Aber sein eiserner Fleiß, sein folgsamer Sinn und seine guten Talente lohnten die Mühe reichlich.

16 Harald Weigel: »Nur was du nie gesehn wird ewig dauern.«

17 Ebd., S. 65. Weigel zitiert Hermann Paul: Geschichte der germanischen Philologie, S. 6.

Ihn konnte ich immer mit den sanftesten Mitteln leiten, und er mißbrauchte nie meine Gelindigkeit und mein geschenktes Vertrauen. Als Student, im zweiten Jahre seines akademischen Lebens, schien er mehr Störrigkeit annehmen zu wollen und phantasierte in sonstigen Grillen, gab aber bald wieder nach und hat mir nie Widerspenstigkeit gezeigt.¹⁸

Man braucht, um dieses Zitat zu kommentieren, eigentlich nur ein paar Worte und Formulierungen herauszuschreiben, dann kommentiert sich das Zitat von selbst: »eiserner Fleiß«, »folgsamer Sinn«, »Mühe«, »geschenktes Vertrauen«, »Störrigkeit«, »Widerspenstigkeit«. Lachmanns Vater spricht über Praktiken der Menschenformung, die zum Teil eher an Tierzucht erinnern; und er spricht über Tugenden und Untugenden, die wir der Einfachheit halber »preußisch« nennen, die aber über Preußen weit hinausreichen: Die Tugenden, um die es hier geht, sind Tugenden des Gehorsams, der Unterordnung, des radikalen Fleißes.

Es ließe sich noch länger am Buch von Harald Weigel entlang ein Lebensbild des Menschen Karl Lachmann entwerfen, aber die bisherigen Zitate dürften bereits ein recht gutes Bild vermitteln. Die Editionsphilologie, für die Karl Lachmann steht, ist auch ein Ergebnis der preußischen Disziplin und einer strengen Erziehung. Dementsprechend ist es kein Wunder, dass die Philologie, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelt wurde, nicht einfach nur ein Handwerkszeug ist, sondern immer auch eine Lebensform. Dass man dies üblicherweise nicht liest, wenn irgendwo erklärt wird, was man unter Philologie zu verstehen hat, ist wiederum der Verklammerung von Romantik und Positivismus (und auch positivistischer Philologie) zu verdanken: Philologen werden als Menschen präsentiert, die das Wort lieben; dass mit dieser Liebe Disziplinierung verbunden ist, das wird nicht so laut gesagt.

18 Harald Weigel: »Nur was du nie gesehn wird ewig dauern.«, S. 74.

Alternativen zur Lachmann'schen Methode

Wer sich an diese Lebensform, an die geforderten Verhaltensweisen und Charaktereigenschaften nicht hält, hat keinen Anspruch darauf, Philologe zu sein und zu heißen. Ein solcher Ausschluss traf Karl Lachmanns Berliner Professorenkollegen Friedrich Heinrich von der Hagen.¹⁹ Für Lachmann war von der Hagen ein Dilettant, ein Amateur, der nicht mit der notwendigen Disziplin und der notwendigen wissenschaftlichen Strenge vorgehe – und dass dieser wiederum ähnliche Kritik an Clemens Brentano und Achim von Arnim geübt hat, zeigt die Wirkmächtigkeit der Philologenideologie. Friedrich Heinrich von der Hagen hat zum Beispiel Editionen erarbeitet, die die mittelalterlichen Texte sehr handschriftennah wiedergegeben haben. Anstatt wie Lachmann anhand von mehreren Handschriften einen autornahen Urtext zu rekonstruieren, war von der Hagen mitunter völlig zufrieden damit, Texte anhand einer Handschrift herauszugeben und wenig in die Texte einzugreifen. Aus heutiger Sicht macht das sehr viel Sinn. Nicht nur kann man dann einen Text lesen, der historisch tatsächlich belegt ist – der also in dieser Form tatsächlich auch gelesen wurde; man kann anhand eines handschriftennahen Textes auch sprachgeschichtliche Untersuchungen vornehmen; solche Untersuchungen machen bei Texten, die nach der Lachmann'schen Methode herausgegeben wurden, nur begrenzt Sinn, denn die Texte nach der Lachmann'schen Methode orientieren sich ja an einem Standard-Mittelhochdeutsch, das es in der Form nie gegeben hat. Außerdem ist von der Hagens Vorgehen auch insofern praktisch, als man auf diese Weise sehr viele Texte schnell in gedruckter Form herausgeben kann, weil ein handschriftennaher Textabdruck natürlich weit weniger Aufwand verursacht. Es spricht also einiges für das Vorgehen Friedrich Heinrich von der Hagens.

Für Lachmann – und für die Leute aus Lachmanns Netzwerk, zu dem auch Jacob Grimm gehörte – waren von der Hagen und dessen Vorgehen

19 Zu Friedrich Heinrich von der Hagen grundlegend: Eckhard Grunewald: Friedrich Heinrich von der Hagen 1780–1856.

ein rotes Tuch. Lachmann hielt solche handschriftennahen Textabdrucke einfach nur für einen Ausdruck von Faulheit, einen Ausdruck mangelnder Disziplin; und Lachmann hielt von der Hagen für einen Dilettanten, der überhaupt nicht wissenschaftlich arbeiten könne. Und da sich Lachmanns Editionsphilologie – aus durchaus verständlichen Gründen – durchgesetzt hat, hat sich auch dieses Urteil über von der Hagen lange und zum Teil bis heute gehalten – und das, obwohl die Vorgehensweise von der Hagens näher an den Editionsstandards der Gegenwart ist als das Vorgehen Lachmanns.

Friedrich Heinrich von der Hagen stieß aber nicht nur wegen seiner Editionsmethoden auf Widerstand. Er hatte sich auch, etwa in einer Ausgabe des *Nibelungenlieds* aus dem Jahr 1807, des Verfahrens bedient, dessen sich schon Tieck bedient hatte: Von der Hagen versuchte nicht, ein reines Mittelhochdeutsch herzustellen; er versuchte aber auch nicht, eine reine Übersetzung anzufertigen – er versuchte etwas dazwischen. Das klingt dann so:

Es wuchs in Burigunden ein edel Magedein,
 Daß in allen Landen nicht schöneres mochte sein;
 Chriemhild war sie geheißē, die ward ein schönes Weib:
 Darumme mußten Degene viel manche verlieren den Leib.

Der wunniglichen Maide minnen wohl gezam;
 Ihrer gehrten kühne Recken, niemand war ihr gram;
 Ohne maßen schöne, so war ihr edel Leib;
 Der Jungfrauen Tugende die zierten wohl alle Weib.²⁰

Karl Lachmann fand das nicht gut (und tatsächlich ist das kein geschmeidiger Text) – und diese Form der Aktualisierung des Mittelhochdeutschen hat sich dann ja auch nicht durchgesetzt. Während der klassische Historismus die Vergangenheit Vergangenheit sein lässt (und die Gegenwart Gegenwart), setzt von der Hagen die Vergangenheit mit seiner Gegenwart in Beziehung. Dass sich das nicht hat durchsetzen

20 Friedrich Heinrich von der Hagen: Der Nibelungen Lied, S. 3.

können, hängt nicht nur damit zusammen, dass das Ergebnis in unseren Augen etwas seltsam aussehen mag, sondern auch damit, dass sich der Historismus durchgesetzt hat. Und das heißt eben auch, dass die Vergangenheit als etwas Abgeschlossenes gilt. Immerhin aber hat es diese Alternative eben nicht nur bei Ludwig Tieck gegeben, sondern auch bei jemandem, der tatsächlich Professor für das neue Fach Germanistik geworden ist.

Professor für Germanistik – genauer gesagt für die Geschichte der deutschen Sprache und Literatur – war nämlich auch der Bonner Philologe Karl Simrock, der während seines Studiums Vorlesungen sowohl bei Lachmann als auch bei von der Hagen gehört hatte. Im Jahr 1827, nur ein Jahr nach Lachmanns bedeutender Ausgabe des *Nibelungenlieds*, brachte er eine Übersetzung des Textes heraus, gefolgt von zahlreichen weiteren Übersetzungen mittelalterlicher Werke. Simrock orientierte sich zwar an der mittelhochdeutschen Metrik und dem Wortschatz seiner Vorlagen, passte seine Übersetzung aber weitgehend an den späromantischen Zeitgeschmack an. Der mittelhochdeutsche Text ist in Simrocks Ausgaben nicht enthalten; in der Einleitung zum *Nibelungenlied* verknüpft er seine Übersetzung aber explizit mit dem Text von Lachmann, der ihm als Grundlage dient. Außerdem ordnet Simrock seine Übersetzung mit Blick auf die wissenschaftliche Arbeit ein, wenn er schreibt: »Eine Rechtfertigung des Unternehmens von Seiten der Nützlichkeit bedarf es nicht. Es ist albern zu glauben, daß eine Übersetzung dem Studium des Originals Abbruch thun werde, vielmehr wird sie es erleichtern und befördern [...]«. ²¹ Simrock ordnet hier seine Übersetzung dem mittelhochdeutschen ›Original‹ – es handelt sich natürlich um Lachmanns Standard-Mittelhochdeutsch – unter; allerdings zeigt der enorme Erfolg seiner Werke auf dem Buchmarkt, dass Simrock eine Form der Präsentation mittelalterlicher Texte gefunden hat, die tatsächlich von einer breiteren Öffentlichkeit angenommen wurde.

In der Universität hingegen hat sich Karl Lachmann durchgesetzt, weswegen es hier bis in die 1960er-Jahre dauerte, bis sich die Präsentation mittelalterlicher Texte grundsätzlich änderte. Zwar enthielt die

21 Karl Simrock: Das Nibelungenlied, S. VIIIff.

Reihe *Deutsche Klassiker des Mittelalters* schon ab dem Jahr 1864 Wort-erklärungen und zusätzliche Anmerkungen zu den dort veröffentlichten mittelalterlichen Texten, um das Verständnis der Texte zu erleichtern; solche Ausgaben waren allerdings nur ein Zwischenschritt. In den 1960er-Jahren kamen dann zu den mittelalterlichen Texten Übersetzungen hinzu. Anders als bei der Ausgabe des *Armen Heinrich* der Brüder Grimm sollen diese Übersetzungen allerdings nicht eigenständig lesbar sein, sondern sie sind nur als Hilfsmittel zum Verständnis des mittelalterlichen Textes gedacht. Karl Lachmann hatte solche Übersetzungen radikal abgelehnt. Der Umgang mit mittelhochdeutschen Texten, so wie Lachmann sich das vorgestellt hat, muss anstrengend sein; mittelhochdeutsche Texte müssen weh tun. Erst mehr als einhundert Jahre nach seinen Ausgaben hat man eine Alternative dazu ausprobiert, nämlich einen parallelen Druck von mittelhochdeutschem Text und neuhochdeutscher Übersetzung – wobei der mittelhochdeutsche Text häufig weiter auf den Lachmann'schen Editionsprinzipien beruhte. Die Beigabe einer Übersetzung, und sei sie nur als Hilfestellung gedacht, ist mittlerweile zum Standard geworden, was auch mit den größeren Entwicklungen in der Germanistik zusammenhängt.

Neuausrichtung seit den 1960er-Jahren

Für die Germanistische Mediävistik waren die 1960er-Jahre eine durchaus schwierige Zeit. Inhaltlich und personell gab es nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs keinen Neuanfang und die Rolle der Germanisten während des sogenannten Dritten Reichs wurde erst ab den späten 1960er-Jahren diskutiert. Hinzu kommt, dass die Germanistik bis in die 1960er-Jahre noch sehr stark durch die Mittelalterforschung geprägt war, während die Studierenden in aller Regel nicht wegen der mittelalterlichen Texte an die Universitäten kamen, sondern wegen der neueren Literatur. Dementsprechend wurde die Nachkriegsgermanistik von den Studierenden als antiquiert wahrgenommen und als lebens- und praxisfern. Ein schönes Beispiel dafür liefert der Mittelaltergermanist Peter Wapnewski, der in seiner Autobiografie schreibt, dass er mit

der Frage der 68er-Studierenden nach der »gesellschaftlichen Relevanz« nichts habe anfangen können: »Es wollte mir in der Tat nicht gelingen, diese Frage in Bezug auf Parzival und den Gral, auf Erek und Enite oder den Gregorius und caesurierten Strophenbau des Minnesangs und frühmittelhochdeutsche Reimtechnik, – diese Fragen und alle anderen zur Befriedigung der Fragenden zu beantworten [...].«²² Die Frage befriedigend beantworten zu können, scheint uns aber schon sehr wichtig zu sein.

Als dann ab den 1960er-Jahren die Studierendenzahlen stark stiegen, die Zahl der Professuren erhöht und neue Universitäten gegründet wurden, geriet die bisherige Germanistik mit ihrem starken Mittelalterbezug zunehmend unter Reformdruck und es wurden auch Forderungen laut, die Altgermanistik doch einfach abzuschaffen. Wenn es seit einigen Jahren immer wieder heißt, das Mittelalter sei überall, kann man sich bei diesem Slogan ruhig in Erinnerung rufen, dass das Mittelalter nach dem Zweiten Weltkrieg nun wirklich keine große politische und ideologische Rolle gespielt hat – schon deshalb nicht, weil der mittelalterbegeisterte Nationalismus des 19. Jahrhunderts nach dem sogenannten Dritten Reich keine Basis mehr sein konnte, auf der sich ein Staat errichten ließ.

Der immer noch starke Bezug der Nachkriegsgermanistik zum Mittelalter hatte natürlich auch außerhalb der Universitäten Folgen und war auch außerhalb der Universitäten zu spüren. Die Germanistik bildet nun einmal Deutschlehrerinnen und Deutschlehrer aus; und die Schul- und Lesebücher, die man nach dem Zweiten Weltkrieg verwendete, gingen oft auf die 1920er-Jahre zurück. In diesen Schul- und Lesebüchern hatten mittelalterliche Texte einen hohen Anteil – und so waren dann auch die Schul- und Lesebücher der Nachkriegszeit gut mit mittelalterlicher Literatur gefüllt.

Dass das nicht mehr zeitgemäß war, ist im Rückblick leicht zu verstehen – auch wenn das die damaligen Altgermanisten wohl anders gesehen haben. Die Jüngeren wollten sich mit diesem Zustand jedoch nicht abfinden. Ein anschauliches Beispiel für das Problem ist ein Aufsatz aus dem Jahr 1972 – durchaus eine Polemik – von Wolf Jöckel,

22 Peter Wapnewski: Mit dem anderen Auge, S. 298.

Germanist und damals junger Doktorand an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main. Jöckel ist offenbar wütend, wenn er schreibt:

Mit der mittelalterlichen Literatur, deren Behandlung in der ›Höheren Schule‹ deutsche Pädagogen seit 1945 wieder für notwendig erachtet haben, könnte ohne Schwierigkeit der gesamte Deutschunterricht der Oberstufe bestritten werden. Eine Übersicht über die Richtlinien der einzelnen Bundesländer zum Fach Deutsch ergibt, daß in dem ›für alle gemeinsamen traditionellen Grundbestand‹ noch vor der Literatur der Klassik, des 19. und des 20. Jahrhunderts mittelalterliche Literatur am stärksten vertreten ist. In der Gunst der Richtlinien werden Faust, Iphigenie, Wallenstein und Nathan noch von Hildebrandslied und Nibelungenlied, Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach, dem armen Heinrich und dem Meier Helmbrecht übertraffen. Damit nicht genug, haben deutsche Pädagogen die Lektüre weiterer mittelalterlicher Werke für erforderlich gehalten. [...] Zur Freude der Universitäts-Altgermanistik, die den schulischen Nutzen ihrer Tätigkeit bewiesen sieht und denn auch auf eigene pädagogische Reflexion getrost verzichtet, entsteht so das Bild einer gymnasialen Altgermanistik von geradezu gargantuesken Ausmaßen.²³

Jöckel mag in seiner Polemik ein wenig übertreiben, wenn er die Altgermanistik mit einem Riesen aus einem Roman des 16. Jahrhunderts vergleicht – aber er übertrieb wohl nur ein wenig. Die Germanistische Mediävistik hatte sich zu lange gegen Veränderungen gesträubt und zu wenig Veränderungen ins Werk gesetzt. Das rächte sich nun, in den 1960er- und 1970er-Jahren. Dass es die Germanistische Mediävistik dann trotzdem geschafft hat, relevant zu bleiben, das ist eine spannende Geschichte. Im Rahmen dieses Kapitels begnügen wir uns mit einer ganz konkreten Reaktion auf die Situation der Nachkriegszeit, nämlich der Entstehung ›zweisprachiger‹ Ausgaben.

Um besser zu verstehen, auf welche Situation solche Ausgaben mit Übersetzung reagierten, müssen wir nun, nachdem wir schon einen Blick in die Schulen geworfen haben, einen Blick in die Universitäten

23 Wolf Jöckel: Illusionäre Verbrüderung mit der Vergangenheit, S. 141f.

werfen. In einem jüngeren Aufsatz, in dem es um die schwierige Lage der Altgermanistik in den späten 1960er-Jahren geht, hat der Germanist Bernd Bastert beschrieben, welche Kenntnisse historischer Sprachen von den Studierenden der 1960er-Jahre erwartet wurden:

Wie seit den Ursprüngen des Fachs Germanistik im 19. Jahrhundert üblich, dessen historischer Ausgangspunkt und Kern die Beschäftigung mit den deutschen Schrift- und Literaturdenkmälern des Früh- und Hochmittelalters gewesen war, stand nach wie vor die Beschäftigung mit den älteren Sprachstufen des Deutschen (Gotisch, Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch) im Zentrum des Studiums. Dazu mussten diese Sprachen zunächst einmal erlernt werden, was, wie jeder und jede weiß, der/die das einmal selbst erlebt hat, nicht ganz so einfach und mit einigen Tücken und Schwierigkeiten verbunden ist – und vor allem Zeit kostet. Was ursprünglich als propädeutische Maßnahme gedacht gewesen war, um die in der Älteren Abteilung behandelten Texte überhaupt verstehen und sich mit ihnen auseinandersetzen zu können – denn (Voll-)Übersetzungen gab es nur wenige, und falls doch, war deren Benutzung im Seminar in der Regel verboten – wurde im Laufe der Zeit zum Selbstzweck: Die Aufwand-Nutzen-Relation wurde von den Studierenden als problematisch empfunden, die Funktionalität im weiteren Studium war schwer erkennbar [...].²⁴

Kein Wunder also, dass Rufe nach der Abschaffung der Mittelaltergermanistik laut wurden. Die romantische Idee, dass man sich den ursprünglichen Sprachen zuwenden muss, dass man nur dann richtig arbeiten kann, wenn man am Original arbeitet, diese Idee hatte massiv an Überzeugungskraft verloren.

Das war natürlich auch einigen Altgermanist*innen klar, die deshalb just in dieser Zeit über notwendige Reformen nachdachten. Bastert stellt in seinem Aufsatz das Reformmodell der Freien Universität Berlin vor.²⁵ Dort dachte man darüber nach, in Zukunft mit neuhochdeut-

24 Bernd Bastert: Lyrik als Rettung, S. 147.

25 Wolfgang Dittmann/Hubertus Fischer/Dieter Kartschoke et al.: Reformierte Altgermanistik.

sehen Übersetzungen zu arbeiten – die aber noch kaum existierten. Dementsprechend gab es auch kaum Vorbilder, an denen man sich hätte orientieren können. Wie eine Übersetzung vom mittelalterlichen Deutsch ins Gegenwartsdeutsch aussehen könnte, darauf mussten sich zumindest diejenigen, die sich für die Reformideen erwärmen konnten, erst noch einigen.

Hilfe kam in diesem Moment von unerwarteter Seite, nämlich aus der Gegenwartsliteratur. Im Jahr 1975 erschien ein Buch Peter Rühmkorfs, das für Furore sorgte, nämlich *Walther von der Vogelweide, Klopstock und ich*.²⁶ Hier konnten nun auch die Germanistinnen und Germanisten eine zeitgemäße Übersetzung mittelalterlicher Texte sehen und lesen. »Das mediale Echo«, so schreibt Bastert, »war nicht nur gewaltig, sondern auch durchweg positiv, zuweilen gar hymnisch; besonders gelobt wurde der neue und erfrischende Zugang zu Walther, die Übertragungen wurden als meisterhaft gefeiert«²⁷. Anhand von Rühmkorf konnte man sehen, dass man übersetzen kann und darf – und dass man sogar auch in die Sprache der Gegenwart übersetzen kann und darf.

Nun begann sich auch an den Universitäten der Wind zu drehen. In den 1960er- und 1970-Jahren erscheinen zahlreiche wichtige deutschsprachige Texte in bezahlbaren zweisprachigen Ausgaben. Interessanterweise feiert die Reihe der neuen ›zweisprachigen‹ Ausgaben ihren ersten großen Erfolg just mit dem Text, den schon Wilhelm Grimm übersetzt hatte, nämlich mit dem *Armen Heinrich* in der Übersetzung des Germanisten Helmut de Boor. Diese Übersetzung war schon im Jahr 1963 erstmals erschienen und wurde ab den späten 1960er-Jahren dann zum Bestseller.²⁸

26 Peter Rühmkorf: *Walther von der Vogelweide, Klopstock und ich*. Man vergleiche auch: Stephan Opitz: *Peter Rühmkorf*.

27 Bernd Bastert: *Lyrik als Rettung*, S. 153.

28 Noch etwas früher, nämlich im Jahr 1959, erschien eine zweisprachige Ausgabe der anderen der beiden Erzählungen Hartmanns von Aue: *Hartmann von Aue: Gregorius*. Diese Ausgabe wurde dann ab dem Jahr 1963 im Reclam-Verlag nachgedruckt. Für eine Übersetzung war der *Gregorius* vor allem auch wegen

[...] bis 1981 erschien in fast jedem Jahr eine Neuauflage, in manchen Jahren sogar zwei, 1980 wurde die Schallmauer von 100.000 Exemplaren durchbrochen. De Boor hatte das nach 1968 zu einem heimlichen Bestseller der Altgermanistik avancierte Bändchen ursprünglich nur als Hilfsmittel für die Seminararbeit, d.h. die »eigentliche« lexikalische, grammatikalische, syntaktische und semantische Erschließung des Originals, verstanden wissen wollen, wie er im Nachwort festhält: »Gelesen will der mittelhochdeutsche Text sein; zu der Übersetzung soll das Auge nur abschweifen, wenn der Text nicht verstanden wurde. Je weniger sie beachtet zu werden braucht, umso zufriedener wird sie sein.«²⁹

Um solche altgermanistischen Leseanweisungen werden sich die Studierenden in den folgenden Jahren und Jahrzehnten immer weniger kümmern. Indem man nun aber weniger Zeit für das Übersetzen aufzuwenden hat, wird der Weg frei für neue Methoden und Theorien, neue Fragestellungen und überhaupt ganz neue Formen des Umgangs mit den mittelalterlichen Texten. Zumindest gilt dies für diejenigen mittelalterlichen Texte, zu denen es Übersetzungen gibt. Gelesen werden dann eher die »Klassiker« als die randständigen Texte (und die Texte, die übersetzt sind, schaffen es dann eher in den erlauchten Kreis der Klassiker). Wichtig ist es deshalb, auch Texte zu übersetzen, die nicht im Rampenlicht stehen – möglichst sogar so zu übersetzen, dass sie für ein breiteres Publikum lesbar sind.

Hier nun aber sind wir wieder beim eingangs angesprochenen Problem, nämlich bei den zweisprachigen Ausgaben, bei denen die Lektüre der Übersetzung keinen Spaß macht. Wenn man auf die Geschichte der Editionsphilologie und der Übersetzung zurückblickt, merkt man schnell, dass es noch einen weiteren Schritt gibt, einen nächsten, eigentlich logischen Schritt – der aber selten gegangen wird, nämlich den Schritt hin zu einer »richtigen« Übersetzung, die nicht mehr neben dem mittelalterlichen Text steht, sondern eigenständig lesbar ist und

Thomas Manns 1951 erschienenen Romans *Der Erwählte* interessant, in dem die *Gregorius*-Geschichte neu erzählt wird.

29 Bernd Bastert: *Lyrik als Rettung*, S. 156.

lesbar sein soll. Zwar gibt es solche Übersetzungen hier und da,³⁰ aber üblich sind sie noch immer nicht. Das mag auch daran liegen, dass es noch immer vor allem Mittelaltergermanist*innen sind, die die Texte übersetzen, und eben nicht, wie im Falle Rühmkorfs, Schriftstellerinnen und Schriftsteller. Eine signifikante Ausnahme ist ein jüngeres Buch mit Übersetzungen von Minneliedern, die von zahlreichen Lyriker*innen angefertigt wurden –³¹ wobei der Begriff der ›Übersetzung‹ in diesem Fall viel zu kurz greift. Das Buch bietet Übersetzungen, Adaptionen und überhaupt eine faszinierende Bandbreite der Möglichkeiten, mit mittelalterlicher Lyrik lyrisch umzugehen. Dieses Buch geht also den angesprochenen letzten Schritt, allerdings – wie schon Rühmkorf – auf dem Feld der Lyrik und eben nicht auf dem Feld der Romane und Erzählungen.

Wie also könnte man nun ›richtig‹ übersetzen, also eigenständige Übersetzungen schreiben, die nicht einfach nur zum mittelalterlichen Text hinführen sollen? Übersetzungen wie die, die Wilhelm Grimm Anfang des 19. Jahrhunderts zum *Armen Heinrich* geschrieben hat – auch wenn der Märchenton heute wohl nicht mehr das Richtige ist. Eine postromantische Übersetzung ginge zu dieser Übersetzung zurück und darüber hinaus. Das Ziel wäre eine Prosaübersetzung, und zwar eine richtige Prosa, die sich nicht an den Versen der mittelalterlichen Versromane orientiert. Eine Prosa für eine interessierte Öffentlichkeit, so wie bei den Grimms – auch wenn man eine solche interessierte Öffentlichkeit eventuell erst schaffen müsste, ebenfalls wie bei den Grimms, nur hoffentlich ohne Nationalismus. Eine Prosa, die den literarischen Standards folgt, denen auch heutige Literaturübersetzungen aus anderen Sprachen folgen. Natürlich ist es anspruchsvoll, einen älteren Text der gleichen Sprache in eine aktuelle sprachliche Form zu bringen; aber wenn bei einer solchen Übersetzung nicht immer

30 Besonders beeindruckend sind die – tatsächlich selbstständig lesbaren – (Prosa-)Übersetzungen von Peter Knecht. Seine Übersetzung des *Parzival* erschien zuerst im Jahr 1993 (Wolfram von Eschenbach: *Parzival*). Seine Übersetzung des *Tristan* erschien erstmals im Jahr 2004 (Gottfried von Straßburg: *Tristan*).

31 Tristan Marquardt/Jan Wagner: *Unmögliche Liebe*.

sofort gefragt wird, ob sie dem Original auch entspricht, ob sie auch philologisch genau ist, dann entsteht ein Raum für kreative Lösungen. Diese Lösungen müssen dann auch gar nicht den Anspruch erheben, dauerhaft gültig zu sein.

Vielleicht kann auch ein Blick über den deutschsprachigen Tellerrand helfen, um besser zu verstehen, wie eine solche Übersetzung aussehen könnte. Im Jahr 2020 erschien eine neue englischsprachige Übersetzung des *Beowulf*, des altenglischen Heldenepos. Dieser Fall ist zwar nicht ganz leicht mit den deutschsprachigen Texten des Mittelalters zu vergleichen, weil es zum *Beowulf* eine lange Tradition englischsprachiger Übersetzungen gibt und weil das Altenglisch des Textes vom heutigen Englisch ziemlich weit entfernt ist. Dennoch kann diese Übersetzung einen Eindruck davon geben, was möglich ist, wenn man diese Möglichkeit zulässt.

Übersetzt wurde das Epos von Maria Dahvana Headley, einer im Jahr 1977 geborenen amerikanischen Romanautorin, Übersetzerin und Dramatikerin.³² Ihre Übersetzung ist zwar versförmig orientiert (und übernimmt auch einige der Alliterationen des Originals), zeigt aber auf faszinierende Art und Weise, wie eine zeitgemäße Übersetzung klingen kann. Headleys *Beowulf* beginnt folgendermaßen:

Bro! Tell me we still know how to speak of kings! In the old days,
everyone knew what men were: brave, bold, glory-bound. Only
stories now, but I'll sound the Spear-Danes' song, hoarded for hungry
times.

Their first father was a foundling: Scyld Scefing.
He spent his youth fists up, browbeating every barstool-brother,
bonfiring his enemies. That man began in the waves, a baby in a
basket,
but he bootstrapped his way into a kingdom, trading loneliness
for luxury. Whether they thought kneeling necessary or no,
everyone from head to tail of the whale-road bent down:

32 Maria Dahvana Headley: *Beowulf*.

There's a king, there's his crown!
That was a good king.

Das lässt sich nun nicht so leicht weiter ins Deutsche übersetzen – aber wir tun unser Bestes:

Bruder! Schwör, dass wir noch wissen, wie man von Königen spricht!
Früher wussten alle, was Männer sind: tapfer, tollkühn, zum Triumph bestimmt. Alles nur noch Anekdoten heutzutage, deshalb werd' ich das Lied der Speer-Dänen anstimmen, das ist aufbewahrt für ausgehungerte Zeiten.

Ein Findelkind war ihr erster Vater: Scyld Scefing
hatte in seiner Jugend die Fäuste immer oben, knüppelte jeden Kneipen-Kumpel nieder und feuert seine Feinde an. Dieser Mann fing an in den Wellen, ein Kind in einem Korb,
aber er erkämpfte sich seinen Weg zu einem Königreich, vertauschte Einsamkeit mit Luxus. Egal, ob sie das Niederknien für nötig hielten oder nicht,
jeder, vom Kopf bis zum Fuß der Walstraße, musste sich beugen:
Das da ist ein König, das ist seine Krone!
Das war ein guter König.

Das ist natürlich etwas ganz anderes als das, was Ludwig Tieck mit dem Minnelied Kaiser Heinrichs gemacht hat, von dem zu Beginn dieses Kapitels die Rede war. Philolog*innen mögen zwar auch hier die Nase rümpfen, weil sich diese Übersetzung weit – aus philologischer Sicht: viel zu weit – von dem altenglischen Text entfernt; aber im Zweifelsfall macht Headleys Übersetzung mehr Lust auf die Lektüre der Vorlage als eine philologisch genaue und deshalb langweilige Übersetzung.

Dass die weiß-männlich-deutschen Autoren dieses Buchs so ihre Schwierigkeiten haben, die Übersetzung kreativ-originell und auf höchstem Niveau ins Deutsche zu bringen, ist wenig verwunderlich. Für Übersetzungen der deutschsprachigen Erzählungen des Mittelalters braucht es mehr Schriftsteller*innen und weniger Wissenschaftler*innen. Im Zweifelsfall mag es auch schon helfen, in den Seminaren mit den

Studierenden Übersetzungen anzufertigen, bei denen Kreativität und Gegenwartssprache nicht nur erlaubt, sondern gefordert sind. Gewiss, aus philologischer Sicht ist das verboten; wenn man die postmoderne (und postromantische) Universität jedoch so konzipiert, dass sie auch auf Kreativität setzt, was das eigene Schreiben anbelangt, dass sie auf die Befähigung zur Weitergabe textförmiger Tradition Wert legt sowie auf die Herstellung von Zugängen zur Texttradition – wenn man auf all dies Wert legt, mag es sinnvoll sein, Studierenden das philologisch korrekte Übersetzen fast schon zu verbieten.

V. Muss ich Iwein sein wollen?

bistûz Iwein, ode wer?
Bist du Iwein oder wer sonst?¹

Iwein steckt in der Krise, doch er weiß es nicht. Genau genommen weiß er nicht einmal, dass er Iwein ist, denn nach einem traumatischen Ereignis hat er den Verstand verloren, sich die Kleider vom Leib gerissen und ein Leben in der Wildnis begonnen, das nichts mit seiner früheren Existenz als Artusritter und Landesherr zu tun hat. Erst eine magische Salbe lässt ihn wieder zu Sinnen kommen und in diesem Moment, in dem Geist und Körper noch nicht wieder ganz zusammengehören, in diesem Moment einer dissoziativen Selbstbetrachtung fragt er sich, ob er Iwein ist oder nicht doch jemand anderes.

Hartmann von Aue hat um das Jahr 1200 in seinem zweiten Artusroman von Iwein erzählt und er bietet hier für einen kurzen Moment einen gänzlich anderen Erzählverlauf an, einen Erzählverlauf, in dem Iwein sich seine, wie es heißt, ritterliche Gesinnung aus dem Kopf schlägt und in der Wildnis bleibt. Natürlich passiert das nicht, stattdessen findet er Kleidung, mit der er seinen nackten Körper bedeckt und sich so Stück für Stück wieder seinem alten Leben annähert.

Iwein identifiziert sich also nach der Krise doch wieder mit sich selbst und mit den Werten seiner Kultur, die zugleich das Ideal jener adlig-höfischen Gesellschaft sind, für die die Artusromane verfasst wurden. Das Publikum um 1200 dürfte diesen Erzählverlauf gutgeheißen haben; für uns aber bietet der kurze Moment des Zweifels die

1 Hartmann von Aue: Iwein, V. 3509.

Gelegenheit zur Reflexion, denn Iwein ist nicht aus heiterem Himmel wahnsinnig geworden: Erzählt wird, dass er den Artushof verlässt, um ein fremdes Land anzugreifen; dass er ein magisches Unwetter auslöst, das jenes Land verwüstet; dass er den Landesherrn, der zur Verteidigung ausreitet, zunächst im Zweikampf besiegt und ihn dann, als jener auf der Flucht ist, hinterrücks erschlägt. Erzählt wird weiterhin, wie Laudine, die Witwe des Erschlagenen, sich darauf einlässt, den Mörder ihres Mannes zu heiraten, um ihr Land zu beschützen – vor dem herannahenden Heer des Königs Artus. Im Text wird all das mit den schillernden Begriffen ›aventure‹ und ›minne‹ verklärt, die auch von der germanistischen Forschung immer wieder genutzt werden; manchmal auch, um nicht so genau darüber nachdenken zu müssen, was da in den Texten eigentlich passiert.

Während sich Iwein also mit dem Ritterideal identifiziert und sich das zeitgenössische Publikum mit Iwein identifiziert, müssen wir uns fragen, ob wir das auch tun wollen – oder ob wir uns nicht vielmehr von dem Text und der adligen Ideologie, die darin repräsentiert ist, distanzieren wollen. Darum soll es in diesem Kapitel gehen: um eine *Disidentifikation* von den mittelalterlichen Texten. Oder anders gesagt: Wir müssen nicht Iwein sein wollen!

Damit bildet dieses Kapitel in gewissem Sinne das Gegenstück zu unserer Auseinandersetzung mit Mediävalem und Mittelalterliebhaberei: Auf der einen Seite steht eine interessierte, ja begeisterte Beschäftigung mit dem Mittelalter in Vergangenheit und Gegenwart; auf der anderen Seite eine bewusste Distanzierung, eine kritische Abwehrhaltung. Diese Spannung ist auch der Tatsache geschuldet, dass von Mittelaltergermanist*innen – und das gilt ebenso für andere mediävistische Fächer – häufig erwartet wird, dass sie sich mit dem Gegenstand ihrer Forschungen identifizieren. Die anglistische Mediävistin Mariah Junglan Min hat diese Erwartung an die Forscher*innen prägnant formuliert, indem sie betont hat, dass es für die Forschenden

darum gehe, »in den Mittelaltern etwas zu finden, das Teil ihrer eigenen Identität ist, und aus dieser Erkenntnis Freude zu schöpfen.«²

In vielen Fällen mag das auch völlig in Ordnung sein, aber eben nicht in allen, und es ist wichtig, darauf zu schauen, womit oder mit wem wir uns da eigentlich identifizieren (sollen). Die Perspektive, die die Texte einnehmen, ist überwiegend männlich, weiß und christlich geprägt – und wenn das ein Stück weit auch für die Mittelaltergermanistik gilt, ist das nur ein Grund mehr, über mangelnde Diversität im Feld nachzudenken, wie wir es später in diesem Buch noch tun. Natürlich heißt das nicht, dass Mittelaltergermanist*innen ihre Texte nicht mehr mögen sollen – ganz im Gegenteil! Disidentifikation bedeutet nicht Entfremdung, kein Abstumpfen gegenüber dem, was uns an den Texten anzieht, und sie ist auch keine Aufforderung, dass wir uns andere Texte suchen sollen. Disidentifikation ist vielmehr eine Erinnerung: »Wir sind nicht die Dinge, die wir studieren, und wir sollten es auch nicht sein wollen.«³

Der Begriff der Disidentifikation ist eng mit dem Werk von José Esteban Muñoz verbunden, einem kubanisch-amerikanischen Wissenschaftler, der vor allem für seine Forschungen über queere *People of Color* bekannt geworden ist. In seinem Buch *Disidentifications: Queers of Color and the Performance of Politics* beschreibt er Disidentifikation folgendermaßen: »Bei der Disidentifikation geht es darum, eingeschriebene Bedeutungen wiederzuverwenden und neu zu denken.«⁴ Gemeint ist damit, die Botschaft, die einem kulturellen Text eingeschrieben ist, aufzudecken und zu zeigen, wie kulturell dominante Annahmen verallgemeinert werden – und damit zugleich bestimmte Gruppen ausgegrenzt werden, etwa queere Personen oder *People of Color*. Zugleich soll Disidentifikation ein Mittel sein, diese Botschaft so umzudrehen

-
- 2 »[...] to encounter in the Middle Ages something that is part of their own self-identity, and to derive pleasure from this recognition.« (Mariah Junglan Min: Judas Hermeneutics, S. 476f.)
- 3 »We are not the things we study, nor should we wish to be.« (Ebd., S. 482)
- 4 »Disidentification is about recycling and rethinking encoded meaning.« (José Esteban Muñoz: Disidentifications, S. 31)

und zu gestalten, dass Identitäten von Minderheiten einbezogen und gestärkt werden.

Die bereits erwähnte Mediävistin Min hat vor Kurzem gezeigt, wie das für mittelalterliche Texte und für die mediävistischen Fächer aussehen könnte. Sie verweist dafür auf theoretische Ansätze wie die ›Critical Race Theory‹, die ›Queer Studies‹ oder die ›Dis/ability Studies‹, die gezielt eine Abgrenzung schaffen sollen zwischen den Wissenschaftler*innen und dem ideologischen Rahmen der Texte, mit denen sie sich beschäftigen. Damit, so Min, wäre eine Disidentifikation möglich, ohne die Leser*innen vom Text zu isolieren; eine Distanzierung, ohne abzustumpfen. Deshalb stellt sie auch eine wichtige und folgenreiche Frage: »Was kann man erreichen, wenn man einen Text verrät, der davon ausgeht, dass wir ihm vollständig angehören?«⁵

Hartmann von Aue hat seinen *Iwein* für ein Publikum verfasst, das vollständig dem Text angehört, das Teil jener höfisch-adligen Kultur ist, deren Ideologie im Artusroman fort- und festgeschrieben wird. Für heutige Leser*innen gilt das nicht, und das eröffnet die Möglichkeit einer Disidentifikation oder, wie Min es nennt, eines ›Verrats‹ am Text. Das Bild des Verrats liefert auch den Oberbegriff, den sie für all jene Ansätze nutzt, die eine solche Disidentifikation ermöglichen: Judas-Hermeneutik, in Anspielung auf Judas Ischariot, die prototypische Verräterfigur christlich-mittelalterlicher Kultur.

Wenn Forscher*innen sich von den Texten disidentifizieren, sie ›verraten‹, um es mit Min zu sagen, dann entstehen Räume für Dinge, die wir nicht sehen, solange wir mit unserem romantischen Blick auf die Texte schauen. Dann ist *Iwein* auf einmal nicht mehr der ideale Ritter, dessen Aufgabe es ist, loszuziehen und die Dame zu gewinnen, sondern er wird zum Eroberer, der sich rücksichtslos ein fremdes Land aneignet. Statt dem romantisch-mittelalterlichen Liebesideal zu folgen, könnten wir homosoziale Beziehungen in den Blick nehmen, und statt *Iweins* Weg hin zu einer vorbildhaften Rolle als Ritter, Ehemann und Landesherr nachzuzeichnen, könnten wir kritische Formen von Männlichkeit

5 »What can be achieved by betraying a text that assumes we belong to it fully?« (Mariah Junglan Min: Judas Hermeneutics, S. 480)

untersuchen. Und wenn wir uns klarmachen, welche Positionen und Perspektiven die Texte einnehmen, dann können wir deren Leerstellen und blinde Flecken benennen.

Die von Min eingeführte Judas-Hermeneutik hieße also, Konzepte an einen mittelalterlichen Text heranzutragen, die diesem Text nicht angehören, und Ideen, die jenseits des Horizonts der mittelalterlichen Autoren liegen: feministische Fragestellungen etwa oder solche aus den ›Gender‹ oder ›Queer Studies‹, postkoloniale Perspektiven und andere, im weitesten Sinne kulturwissenschaftliche Theorien. Solche Ansätze werden manchmal als anachronistisch kritisiert, aber eine Judas-Hermeneutik würde diese Kritik als Bestätigung verstehen, denn gerade *weil* sie anachronistisch sind, werden diese Ansätze gewählt, um den mittelalterlichen Texten zu begegnen.

Feministische Perspektiven

Zur Disidentifikation könnten insbesondere feministische Ansätze beitragen, die nicht nur – aber auch – die starke Fokussierung der Texte auf die männlichen Protagonisten oder den meist explizit männlichen Blick des Erzählers hinterfragen. Grundsätzlicher könnte eine feministische Perspektive dabei helfen, die verbreitete Misogynie mittelalterlicher Texte nicht einfach als gegeben hinzunehmen oder dezent zu ignorieren, sondern zu thematisieren und in das Zentrum der Betrachtung zu stellen. Feministische Arbeiten in der Mediävistik waren in den 1980er- und 1990er-Jahren wichtig für die kulturwissenschaftliche Öffnung des Fachs – die freilich auf massiven Widerstand stieß. Wer etwa die Frauenfeindlichkeit der Texte ins Zentrum stellt, trägt nicht gerade dazu bei, ein positives Mittelalterbild zu transportieren; ganz im Gegenteil.

Ein Wechsel der Perspektive, der die weiblichen Figuren stärker zu ihrem Recht kommen lässt, hinterfragt auch die gewohnten Narrative, nach denen es die Aufgabe der männlichen Artusritter ist, aufzubrechen und eine Dame zu gewinnen – eine Rollenverteilung, die wir, nebenbei bemerkt, heute in kaum einem anderen Genre so hinnehmen würden. Das ist aus Sicht der männlichen Figuren erzählt, und selbst wenn sich

die Erzähler gelegentlich um eine kritische Distanz bemühen, bleibt doch die weibliche Perspektive häufig unerwähnt.

Das gilt nicht zuletzt für ein schwieriges, aber in jeglicher Hinsicht relevantes Thema, nämlich für Erzählungen von Vergewaltigungen. Davon gibt es in mittelalterlichen Texten eine erstaunlich große Menge. In einem 1991 erschienenen Buch, das vom Schreiben über Vergewaltigungen in mittelalterlicher Literatur und mittelalterlichem Recht in Frankreich handelt, hat die Autorin Kathryn Gravdal sogar die These formuliert, dass sexuelle Gewalt zu den Voraussetzungen der Artusromane gehört, weil diese Romane die Androhung einer Vergewaltigung als Grundlage des Erzählens benötigen.⁶

Das ist aus romantischer Perspektive eine bedrückende These – so bedrückend wie die lange Liste der erzählten Vergewaltigungen. Hier ein paar Beispiele: Im *Eneasroman*, der den Beginn der höfischen Romane in der Zeit um das Jahr 1200 markiert, interessiert sich der migrierende Eneas zunächst wenig für Dido, die Königin von Karthago. Erst als er während eines Gewitters mit ihr allein im Wald landet und sie berührt, verspürt er Lust und will mit ihr schlafen. Zwar will sie das dem Erzähler zufolge auch, doch sie lehnt sein Ansinnen ab – was Eneas aber nicht weiter interessiert; er überwältigt und vergewaltigt sie. Wenig später wird Eneas weiterziehen und Dido wird sich töten.

Brunhild tritt im *Nibelungenlied* zunächst als heroische Kriegerin auf, als Gegenstück zu Siegfried, der sie gemeinsam mit dem König Gunther (und mit Unterstützung seiner Tarnkappe) ein erstes Mal besiegen kann. Damit ist dann klar, dass Brunhild die zukünftige Ehefrau Gunthers werden wird; Gunther aber gelingt es nicht, die Ehe durch Geschlechtsverkehr zu vollziehen. Siegfried muss ein zweites Mal (wieder mit seiner Tarnkappe) aushelfen, um Brunhild so zuzurichten, dass sie sich nicht mehr gegen Gunther wehren kann. Mit ihrer Entjungferung, so erzählt es der Text, verliert Brunhild ihre heroische Kraft. Im *Nibelungenlied* wird

6 Kathryn Gravdal: *Ravishing Maidens*, S. 43. Es ließen sich von hier spannende – und erschreckende – Bezüge herstellen zu der großen Zahl von Vergewaltigungserzählungen in der Fantasyliteratur, die sich auf solche mittelalterlichen Narrative stützt.

sie nicht mehr allzu lange von Belang sein und sie wird bald sang- und klanglos aus der Geschichte verschwinden.

Im *Parzival* Wolframs von Eschenbach schrammt der junge und weltfremde Parzival gerade so an einer Vergewaltigung vorbei, als er auf Jeschute trifft, die allein in einem Zelt auf die Rückkehr ihres Ehemanns wartet. Parzival bedient sich im Zelt an der bereitgestellten Mahlzeit, nimmt Jeschute einen Ring ab und zwingt sie zu einem Kuss – bevor er das Zelt verlässt und wieder aufbricht. Als Jeschutes Ehemann zurückkommt, ist seine Interpretation der Zeichen klar und eindeutig: Er geht davon aus, dass seine Ehefrau mit einem anderen Mann geschlafen hat. Es wird einige Zeit dauern, bis ausgerechnet Parzival das Verhältnis der Ehepartner wieder ins Reine bringen kann.

Nicht einmal das Tierreich bleibt von Vergewaltigungen verschont. In der Tiererzählung *Reinhart Fuchs* vergewaltigt der Fuchs die Wölfin Hersant vor den Augen ihres Mannes, um ihn zu demütigen und um sich an ihr zu rächen, die ihn zuvor mit dem Argument zurückgewiesen hatte, dass er gegenüber ihrem Mann zu schwach sei.

Es ließen sich weitere Beispiele anführen, auch solche, bei denen die Vergewaltigung nicht auf körperlicher, sondern auf symbolischer Ebene stattfindet, aber dies ist ein Thema für ein eigenes Buch. Spannend könnte dabei auch sein, über intersektionale Perspektiven nachzudenken, die beispielsweise feministische Fragestellungen mit postkolonialen Ansätzen verknüpfen. Um noch einmal zu Dido zurückzukehren: Als eine der drei Frauen, zu denen Eneas im Verlauf der Geschichte eine Liebesbeziehung pflegt, verkörpert sie den afrikanischen Kontinent – und sie ist die einzige, bei der der *Eneasroman* von einer Vergewaltigung erzählt.

Postkoloniale Perspektiven

Die Postkolonialen Studien eignen sich generell sehr gut für eine Judas-Hermeneutik, weshalb sie hier etwas ausführlicher behandelt werden sollen. Sie gehen nämlich häufig mit einem Wechsel der Perspektive einher, bei dem der Blickwinkel der Kolonisierenden durch den

Blickwinkel der Kolonisierten ersetzt werden soll. Die Postkolonialen Studien, die längst nicht mehr nur in akademischen und aktivistischen Kreisen rezipiert werden, sondern von einer immer breiteren Öffentlichkeit, verhandeln unser Verhältnis zu Themen wie Macht und Gewalt, Dominanz und Herrschaft, Sklaverei und Unterdrückung, Kolonisierung und Eroberung, Fremdenfeindlichkeit und Zugehörigkeit, Nationalismus und Rassismus. Dabei steht meist eine Auseinandersetzung mit neuzeitlichen und modernen Formen von Kolonialismus im Vordergrund, aber in den letzten Jahrzehnten hat sich allmählich die Erkenntnis durchgesetzt, dass postkoloniale Ansätze auch für eine Auseinandersetzung mit Kultur und Gesellschaft *vor* dem Beginn der Neuzeit relevant sein könnten – also auch für Mediävist*innen.⁷

In der englischsprachigen Forschung ist diese Idee bereits Anfang der 2000er-Jahre angekommen, mit ersten Sammelbänden und Monografien, auch zu germanistischen Themen.⁸ Wie sehr die deutschsprachige Germanistik dem hinterherhinkt, lässt sich auch daran sehen, dass erst im Jahr 2010 ein Forschungsbericht zu den aus dem englischsprachigen Raum importierten Theorieansätzen erschien – und diesen eher ablehnend gegenüberstand.⁹ Dieses Hinterherhinken hängt natürlich auch mit gesellschaftlichen Entwicklungen zusammen, denn Diskussionen über den Kolonialismus fanden in den ersten Jahrzehnten des 21. Jahrhunderts in Deutschland generell nur in kleinen Kreisen statt und auch dann nur sehr selten mit Blick auf das Mittelalter. In der

-
- 7 Wichtige frühe Arbeiten zu einer postkolonial orientierten mediävistischen Literaturwissenschaft stammen von Jeffrey Jerome Cohen: *The Postcolonial Middle Ages*, Patricia Clare Ingham: *Sovereign Fantasies*, Geraldine Heng: *Empire of Magic* sowie Sharon Kinoshita: *Medieval Boundaries*. Seitdem ist eine Vielzahl von Aufsätzen und Büchern erschienen.
- 8 Zum Beispiel: Patricia Clare Ingham/Michelle R. Warren: *Postcolonial moves*, Todd Kontje: *German orientalism*, Ananya Jahanara Kabir/Deanne Williams: *Postcolonial Approaches to the European Middle Ages*, Kathleen Davis/Nadia Altschul: *Medievalism in the Postcolonial World*, Lisa Lampert-Weissig: *Medieval Literature and Postcolonial Studies*. Eine Sammelrezension wichtiger Werke liefert Simon Gaunt: *Can the Middle Ages be Postcolonial?*
- 9 Ursula Peters: *Postkoloniale Mediävistik?*

Folge erschienen vereinzelte deutschsprachige Beiträge aus mittelaltergermanistischer Sicht,¹⁰ aber eine intensive Auseinandersetzung blieb weiterhin aus.

Das ist auch deshalb von Bedeutung, weil sich die Germanistik als Disziplin in wechselseitiger Abhängigkeit von der Romantik und von neuen Formen des Nationalismus herausgebildet hat – man denke an die Ausgabe der Brüder Grimm zum *Armen Heinrich* – und sich dann während der kolonialen Phase des Kaiserreichs weiter etabliert und ausdifferenziert hat. Die Postkolonialen Studien eröffnen deshalb auch einen neuen disziplingeschichtlichen Blick auf die Germanistik. Darüber hinaus ermöglichen auch sie neue Perspektiven auf die Texte, auf Herrschaft und Eroberung, auf Exil und Migration, auf Zugehörigkeit zu Gemeinschaften und Mechanismen der Ausgrenzung. Das sind Themen, die in der Germanistik lange Zeit nur wenig beachtet und zugunsten einer Beschäftigung mit ›minne‹ und ›aventure‹ zurückgestellt wurden. Der ›Verrat‹ ist hier also gleich ein doppelter: an den Texten und an der Fachtradition.

Für Hartmanns *Iwein* könnte das zum einen bedeuten, nicht länger der Ideologie des Textes zu folgen, nach der Iweins gewaltsame Landnahme eine legitime Form ritterlicher Bewährung – ›aventure‹ heißt das in den Texten – darstellt. Zum anderen könnte man sich von Iweins Perspektive auf das Geschehen lösen und stattdessen beispielsweise die Perspektive des Landesherrn einnehmen, der dann hier nun endlich auch beim Namen genannt werden müsste: Askalon. Askalon und seine Frau Laudine könnten eigentlich ein schönes Leben führen, wenn sich nicht herumgesprochen hätte, dass es in seinem Land eine Quelle gibt, die ein gewaltiges Unwetter auslöst. Nun kommen immer wieder junge Männer und verwüsten seinen Wald, und Askalon muss seine vermutlich sehr gemütliche Burg verlassen und die Störenfriede und Unruhestifter vertreiben. Irgendwann gerät er dabei an Iwein, der ihm im Kampf überlegen ist. Der verwundete Askalon flieht und wird hinterrücks erschlagen.

10 Michael R. Ott: Postkoloniale Lektüre hochmittelalterlicher Texte, Stefanie Helmschrott: Migranten in der Erzähldichtung.

Wenn das alles etwas salopp klingt, dann zeigt das nur umso deutlicher, wie wenig die Texte darauf vorbereitet sind, einen solchen Perspektivwechsel vorzunehmen. Viele der Texte beruhen auf Eroberungsnarrativen, allerdings treten diese Narrative mal mehr und mal weniger explizit zutage. Bei Artusromanen wie dem *Iwein* muss man schon etwas genauer hinsehen und beispielsweise feststellen, dass Askalon der Name einer Stadt im sogenannten Heiligen Land ist, wo im Jahr 1099 eine der letzten Schlachten des Ersten Kreuzzugs stattfand. Iweins Sieg über den Burgherren verweist also zugleich auf den Sieg der Kreuzfahrer und die Eroberung Jerusalems.

Bei anderen Texten ist das (noch) weniger subtil. Gerade die Romane, die sich mit antiken Stoffen wie dem Trojanischen Krieg, Alexander dem Großen oder der Migration des Eneas beschäftigen, handeln sehr unmittelbar von Eroberungen. Der *Eneasroman* lässt sich aber auch als Geschichte von Geflüchteten lesen, die ihre von Krieg zerstörte Heimat im Nahen Osten verlassen und über das Mittelmeer fliehen, zunächst nach Afrika und dann weiter nach Europa. In Italien angekommen, ist es auch die Geschichte eines Integrationsprozesses, der für die lokalen Machtverhältnisse zum Problem wird, denn der designierte Landesherrscher befürchtet – zu Recht! –, dass die Fremden ihm die Frau und das Land nehmen. Was in aktuellen Debatten eher eine Angstfantasie mit politischer Potenz darstellt, ist im *Eneasroman* tatsächlich eine begründete Sorge.

Der erzählerische Blick der mittelalterlichen Werke musste aber nicht in die antike Vergangenheit zurückschweifen. Auch die jüngere Vergangenheit bot Gelegenheiten, von Eroberungen zu erzählen, etwa von Karl dem Großen und den Kämpfen gegen die muslimische Herrschaft über die iberische Halbinsel. Dass in diesen Gebieten die Kopräsenz von Muslimen, Christen und Juden meistens friedlich verlaufen ist, interessiert diese Erzählungen eher wenig; stattdessen arbeiten sie daran, Konflikte und Gegnerschaft auf Basis religiöser Differenz erzählerisch zu inszenieren und darüber gesellschaftlich zu verankern. Texte wie das *Rolandslied* des Pfaffen Konrad, das in den 1170er-Jahren nach der Vorlage der französischen *Chanson de Roland* (ca. 1100) entsteht, erzählen also nicht nur von einem Konflikt, sondern sie

stellen diesen Konflikt erst her. Es sind Texte für die Gegenwart und die Zukunft, indem sie – in Abgrenzung vom muslimischen Anderen – eine Gemeinschaft der (west-)fränkischen Christenheit schaffen.¹¹ Eine solche strikte Gegenüberstellung einer ›fremden‹ und einer ›eigenen‹ Gruppe, die auch das historische Publikum des Textes mit einschließt, lädt zum disidentifikatorischen Perspektivwechsel ein – und tatsächlich präsentiert das *Rolandslied* eine Figur, die genau das tut. An Genelun, so heißt diese Figur, werden auf einmal Alternativen sichtbar zu der auf Konflikt ausgerichteten Differenz der beiden Gruppen. Genelun, immerhin der Stiefvater des titelgebenden Roland, wird dabei als prototypischer Verräter etabliert und mit Judas verglichen –¹² ein idealer Kandidat also für eine Judas-Hermeneutik.

Genelun bietet alternative Konstellationen des Zusammenlebens an, die auf Koexistenz von Christen und Muslimen gerichtet sind, und ein alternatives Begehren, das weder auf religiöse Dominanz noch auf territoriale Macht abzielt: Er hofft darauf, zu seiner Frau zurückkehren zu können, eine Thematik, die ansonsten im Text auffällig abwesend ist. Die christlich-fränkischen Expansionsbestrebungen innerhalb und außerhalb Europas werden von Genelun infrage gestellt, ein friedliches Nebeneinander scheint ihm möglich. Genelun bewegt sich dabei in einem Zwischenraum, dem weder die Position der ›fremden‹ Gruppe entspricht noch die der ›eigenen‹. Mit dem indischen Literaturtheoretiker Homi Bhabha, einem der wichtigsten Vertreter der Postkolonialen Studien, könnte man auch von einem ›Dritten Raum‹ sprechen, einem Raum, in dem die Grenzen zwischen den Gruppen neu verhandelt werden können und in dem die eigene Identität nicht nur in Abgrenzung zu einem Anderen bestimmt wird. Das *Rolandslied* bietet diesen Raum und diese Möglichkeiten an, aber nur, um sie sogleich abzulehnen und abzuwerten. Nicht Genelun ist die zentrale Figur des Werks, sondern

11 Sharon Kinoshita hat dies für die *Chanson de Roland* sehr eindrücklich beschrieben und damit die Grundlage für die folgenden Überlegungen geliefert (Sharon Kinoshita: *Medieval Boundaries*). Ausführlich dazu auch Michael R. Ott: *Postkoloniale Lektüren hochmittelalterlicher Texte*.

12 Der Pfaffe Konrad: *Das Rolandslied*, V. 1925–1939.

Roland, der den Konflikt immer wieder auf die religiöse Ebene verlagert und damit die Fronten verhärtet. Das bedeutet aber nicht, dass wir dem Werk darin folgen müssen. Wir können unseren Blick statt auf den ›Märtyrer‹ Roland auf den ›Verräter‹ Genelun richten – auch wenn wir damit selbst ›Verrat‹ am Text begehen. Wenn wir uns einer Identifikation mit der Gruppe der fränkischen Christen (oder christlichen Franken, je nach Schwerpunkt) verweigern, bedeutet das nicht einmal, dass wir uns mit der Gruppe der Muslime identifizieren müssten, denn auch das hieße wiederum, die Prämisse des Textes anzunehmen, nach der es nur ein Entweder-oder geben kann. Wir können stattdessen Geneluns Beispiel folgen und neue Räume eröffnen, Räume, in denen wir uns zugleich von der romantisch geprägten Fachtradition freimachen können, die allzu oft die Logik des Textes unhinterfragt übernommen und sich angeeignet hat.

Das gilt übrigens nicht nur für die Germanistik. Die US-amerikanische Mediävistin und Romanistin Sharon Kinoshita hat in ihrem Buch über mittelalterliche Grenzgebiete die Frage gestellt, wie man die altfranzösische Vorlage des *Rolandslieds*, die *Chanson de Roland*, losgelöst von den Verständnisvorgaben der Romanistik des 19. Jahrhunderts lesen kann. Die französische Literaturgeschichtsschreibung hat das Werk als frühen Ausdruck eines Nationalgefühls verstanden und als solches hat es eine wichtige Rolle im Kontext französisch-deutscher Auseinandersetzungen gespielt. Die *Chanson de Roland* und das *Rolandslied* arbeiten also an Gruppenzugehörigkeiten nicht nur in ihrer jeweiligen Entstehungszeit, sondern auch knapp 800 Jahre später, ein Interpretationsangebot, das eine national orientierte Philologie – nicht zu verwechseln, aber doch verwandt mit einer Nationalphilologie – dankbar annahm.

Während die Erzählungen über Konflikte zwischen Muslimen und Christen rund um Karl den Großen und seinen Neffen Roland aus dem Altfranzösischen ins Mittelhochdeutsche übertragen wurden, fehlt ein vollwertiger Kreuzzugsroman in deutscher Sprache – also ein Roman, der im sogenannten Heiligen Land zur Zeit der Kreuzzüge spielt. Aus germanistisch-mediävistisch-postkolonialer Sicht kann man diese Leerstelle diskutieren; statt aber über etwas zu diskutieren, das es nicht gibt, lohnt es sich vielleicht eher, den Blick auf den Ostseeraum zu

richten. Dort nämlich wurde seit dem 11. Jahrhundert ebenfalls erobert, kolonisiert und christianisiert – und davon erzählt, unter anderem in Chroniken des Deutschen Ordens. Die *Livländische Reimchronik* etwa, die in den letzten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts verfasst wurde, beschreibt in gereimter Form die Taten des Deutschen Ordens ab dem Jahr 1143 in Livland – einem Gebiet, das Teile der heutigen Staaten Estland und Lettland umfasst. Es handelt sich um eine Kolonisierungserzählung aus Sicht der Kolonisatoren; der unbekannte Verfasser stammt aus derselben Gruppe wie sein Publikum und sein Text geht davon aus, dass wir als Lesende ihm vollständig angehören, um noch einmal auf die Formulierung von Mariah Junglan Min zurückzukommen.

Wenn wir uns aber nicht mit den kolonisierenden Rittern des Deutschen Ordens identifizieren, wie es der Text erwartet, sondern mit den kolonisierten Liven, Letten, Kuren, Semgallern und Litauern, dann können wir die *Livländische Reimchronik* als Dokument einer militärischen und kulturellen Eroberung lesen. Zugleich zeigt die Chronik den Versuch, die Begründung einer Territorialherrschaft nicht nur rückblickend zu erzählen, sondern in der Gegenwart zu stabilisieren. Es überrascht daher nicht, dass innerhalb des Deutschen Ordens auch die *Geometria Culmensis* entstanden ist, der älteste deutschsprachige Text zur Landvermessung. Für eine erfolgreiche Kolonisation braucht es auch einen Überblick über das Herrschaftsgebiet. Dass es sinnvoll sein kann, diesen auf geometrisch fundierte Füße zu stellen, hat man im Gebiet des Deutschen Ordens vielleicht etwas früher verstanden als in anderen Gebieten Mitteleuropas.

Nimmt man allein diese beiden Texte für postkoloniale Fragestellungen ernst, ergibt sich ein wichtiges Forschungsfeld für die Mittelaltergermanistik. Die Texte entziehen sich zwar einigen der eingübten Analysetraditionen, zumal sie weitgehend zwischen Geschichts- und Literaturwissenschaft stehen, aber gerade das könnte eine Einladung für eine Ko-Disziplinarität sein, wie sie Jonathan Hsy vorgeschlagen hat. Zudem bietet sich die Chance, auch andere Texte als die häufig untersuchten Romane des 12. und 13. Jahrhunderts in den Blick zu nehmen – Romane wie den *Iwein* und den *Eneasroman*, die auch wir in diesem Buch heranziehen, weil diese Texte eben am bekanntesten

sind und es auch uns leichter fällt, mit diesen bekannteren Texten zu arbeiten.

Die Texte über das Baltikum und die sogenannte Ostsiedlung – die Geschichte dieses Begriffs wäre eine nähere Untersuchung wert, würde hier aber den Rahmen sprengen – sind für uns auch aus anderen Gründen relevant, denn die Germanistik institutionalisiert sich von den preußischen Rändern her. Wie schon erwähnt war Friedrich Heinrich von der Hagen Professor in Breslau und Karl Lachmann war Professor in Königsberg, erst später zentriert sich die Germanistik in Berlin. Und während sich im 19. und frühen 20. Jahrhundert die Germanistik dann immer weiter diszipliniert, das heißt als Fach etabliert und Gegenstände und Grenzen festsetzt, vollzieht sich zeitgleich eine preußische Germanisierungspolitik, die – neben kolonialen (Alb-)Träumen in der Ferne – auch mit der Einbindung polnischsprachiger Gebiete in die gerade entstehende deutsche Nation beschäftigt ist.

Nibelungische Perspektiven

Dass sich diese deutsche Nation auch auf mittelalterliche Texte beruft, ist hinlänglich bekannt. Wir haben weiter oben schon davon gesprochen, wie ein imaginiertes Mittelalter, eine ›Blütezeit‹ literarischen Schaffens unter den staufischen Kaisern, aber auch ein zerstörtes, mehr oder weniger mittelalterliches Schloss Argumente lieferten für die Schaffung einer deutschen Gemeinschaft – und für die Abgrenzung von einer anderen, nämlich französischen Gemeinschaft. Der Text, der hierfür wohl am häufigsten herangezogen wurde, ist das *Nibelungenlied*. Die Rezeption des Werks, vor allem seit dem späten 19. Jahrhundert, ist von der Germanistik ausführlich beschrieben worden, nicht nur seine Bearbeitungen in Opernform und als monumentaler Stummfilm bei Fritz Lang, sondern auch seine politische Interpretation: die Inszenierung Otto von Bismarcks als Siegfried, die Beschwörung der ›Nibelungentreue‹ zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn durch Reichskanzler von Bülow, die Verknüpfung der sogenannten Dolchstoß-Legende nach dem Ersten Weltkrieg mit Hagens Mord an Siegfried und Hermann Görings

Rede, in der er die Schlacht um Stalingrad mit dem Kampf in Etzels Halle verglich – alles Beispiele für eine überaus problematische Identifikation mit dem mittelalterlichen Text.

Auch die Frühzeit der Rezeption des *Nibelungenlieds* ist gut untersucht, einschließlich der durchaus wechselhaften Bewertung seit der Wiederentdeckung des Werks im 18. Jahrhundert. Schon der Schweizer Philologe Johann Jakob Bodmer, der sich um die Suche nach den Handschriften und deren Veröffentlichung seit den 1750er-Jahren sehr verdient gemacht hatte, verstand das Werk als ›deutsches‹ Epos, was zu einem prominenten Vergleich mit Homers *Ilias* einlud. Das hat auch mit der Gräköphilie der Zeit zu tun, in der allem (Alt-)Griechischen nicht nur der höchste Rang, sondern auch eine besondere Nähe zur deutschen Dichtung zugeschrieben wurde. Außerdem steht zu dieser Zeit, wie der Germanist Jan-Dirk Müller schreibt, das heroische Epos an der Spitze der Gattungen; »deshalb braucht jede ernstzunehmende Literatur ein Epos, eben eine ›deutsche Ilias‹. Bodmer findet sie im ›Nibelungenlied‹.«¹³ Dabei ist schon den Zeitgenossen klar, dass sie, um diesen Vergleich durchzusetzen, selbst aktiv werden müssen: »Der Nibelungen Lied könnte die teutsche Ilias werden«¹⁴, schreibt etwa der Historiker Johannes von Müller im Jahr 1786, knapp 600 Jahre, nachdem das Werk verfasst wurde. Die Frage, ob das Nibelungenlied die ›teutsche Ilias‹ ist, hat also weniger mit dem Werk an sich zu tun, sondern mehr mit der Inszenierung durch Müllers Zeitgenossen an den Universitäten und im Kunstbetrieb.

Dabei war mit dem ›deutschen Epos‹ zunächst nur die Sprache gemeint, in der das *Nibelungenlied* abgefasst ist. Die Zahl der Epen in mittelhochdeutscher Sprache ist überschaubar – gerade solcher aus der als Blütezeit mittelalterlicher Literatur verstandenen Stauferzeit –, und das *Nibelungenlied* hat zudem den Vorzug, dass es – anders als etwa das *Rolandslid* – keine Übertragung eines ursprünglich französischen Werks ist. Das wird gerade in der Zeit der Napoleonischen Kriege zu

13 Jan-Dirk Müller: Das Nibelungenlied, S. 185.

14 Zitiert nach Josef Körner: Nibelungenforschungen der Deutschen Romantik, S. 14.

Beginn des 19. Jahrhunderts ein wichtiger Faktor, so wie die Nibelungenforschung in der Zeit allgemein einen deutlichen Aufschwung nimmt. Es ist also nachrangig, dass in dem Werk weder Deutsche noch Franzosen auftreten. Hauptsache ist: Man hat ein ›eigenes‹ Epos.

Diese Einstellung hält allerdings nicht lange an. Da die Ereignisse, von denen das Epos erzählt, keinen Anlass zur Identifikation bieten, sucht man positive Anknüpfungspunkte in den Figuren, die auf vermeintlich ›deutsche‹ Charaktereigenschaften hin untersucht werden: »Gastfreundlichkeit, Biederkeit, Redlichkeit, Treue und Freundschaft bis in den Tod, Menschlichkeit, Milde und Großmuth in des Kampfes Noth, Heldensinn, unerschütterlichen Standmuth, übermenschliche Tapferkeit, Kühnheit, und willige Opferung für Ehre, Pflicht und Recht«,¹⁵ all das findet beispielsweise Friedrich Heinrich von der Hagen in dem Werk enthalten.

Von der Hagen betont auch die positive Wirkung, die eine Lektüre des *Nibelungenlieds* in den schweren Zeiten der Napoleonischen Kriege habe. Dass er dies in der Vorrede zu seiner 1807 veröffentlichten Ausgabe des *Nibelungenlieds* schreibt, ist ein Randdetail – nationale Propaganda war immer schon auch Werbung für die eigenen Bücher. So gab sein Nachfolger auf der Berliner Professur, Johann August Zeune, dann 1814 eine ›Feld- und Zeltausgabe‹ des Textes als Prosafassung und in kleinem Format heraus, die an die Soldaten der Napoleonischen Kriege verteilt wurde.

Erst spät werden die Geschehnisse des Textes selbst in den Blick genommen und hier kommt eine Verknüpfung mit historischen Ereignissen ins Spiel. Der sogenannte Untergang der Burgunden, von dem die zweite Hälfte des Textes erzählt, ist nämlich die sagenhafte Erinnerung an eine Schlacht im Jahr 436, bei der das ostgermanische Volk der Burgunder von einem römischen Heer mit Beteiligung hunnischer Hilfstruppen vernichtend geschlagen wurde. Diese historische Anknüpfung bietet – neben Sprache und ›Charakter‹ – einen weiteren Anlass zur Vereinnahmung des Textes als Nationalepos. Dabei rückt dann auch die Geografie stärker ins Bewusstsein: Die ideologische

15 Zitiert nach Joachim Heinzle: *Die Nibelungen*, S. 116.

Aufladung von Rhein und Donau, der Blick auf Grenzräume und Grenzkonflikte, die Überhöhung der sogenannten Ostkolonisation, die Vorstellung germanischer Völker auf dem Weg in ihre Heimat – all das ließ sich mit dem *Nibelungenlied* in Verbindung bringen und bereitete die nationalistischen Interpretationen der Moderne vor.

Das *Nibelungenlied* ist heute nicht mehr losgelöst von diesen Interpretationen denkbar und es sollte zu den Aufgaben einer Mittelaltergermanistik gehören, sie in der Forschung und gerade auch der Lehre zu thematisieren. Das bedeutet aber natürlich nicht, dass man das *Nibelungenlied* nicht mehr lesen und lehren sollte, ebenso wenig wie die Eroberungsnarrative im *Iwein* oder im *Rolandslied* eine Beschäftigung mit diesen Texten verbieten – und wollten sie alle misogynen Texte meiden, hätten die Mediävist*innen nicht mehr viel übrig. Umso wichtiger scheint es uns aber, weder der höfisch-adligen Ideologie der Texte noch den romantisch-nationalistischen Interpretationen blind zu folgen, sondern Perspektivwechsel vorzunehmen. Wenn wir uns von den Texten disidentifizieren, öffnen wir den Blick für das, was in den Texten miterzählt wird, was zwischen den Zeilen steht oder was zum Schweigen gebracht werden soll.

VI. Warum brauchen wir mehr unterschiedliche Stimmen?

Wer ich bin, prägt meinen Kanon. Dadurch wird bestimmt, was ich lese, warum ich lese, wie ich lese und was ich beim Lesen erlebe. Doch die Angst der Wissenschaftler*innen vor Anachronismen und ihr Wunsch, die Gegenstände ihrer Forschung zu schützen, führen zu einer Wissenschaftspraxis, die mich nur als Akademikerin und nicht als Muslima willkommen heißt.¹

Im englischsprachigen Raum und in der englischsprachigen Mediävistik ist einiges los, und das schon seit Jahren. Es sind vor allem die gesellschaftlichen Diskussionen und Auseinandersetzungen rund um das, was im Englischen viel selbstverständlicher als im Deutschen ›race‹ (also ›Rasse‹) heißt und heißen darf, die nicht nur in einer breiten Öffentlichkeit, sondern auch an den Universitäten heftige Debatten ausgelöst

1 »Who I am shapes my canon. It determines what I read, why I read, how I read, and what I experience while reading. And yet, scholars' fears of anachronism, their desires to protect objects of study yield criticism that welcomes me only as an academic, not as a Muslim.« (Shokoofeh Rajabzadeh: *The Depoliticized Saracen and Muslim Erasure*, S. 2).

haben.² Fragen danach, wer integriert und wer ausgeschlossen wird, wer bevorzugt und benachteiligt wird, wer Ressourcen hat oder erhält und wer arm an Ressourcen ist – all diese Fragen, die gerade in den US-amerikanischen Diskussionen mit großer Schärfe, aber auch großer intellektueller Kraft geführt werden, betreffen auch die Universitäten und die universitären Fächer, also auch die Mittelalterforschung.

Rassismus und Nationalismus

Thematische Ansatzpunkte mit Blick auf die Mittelalterforschung gibt es einige; nicht alle diese Ansatzpunkte sind auch für den deutschsprachigen Raum relevant, aber einige sind es. Da wäre etwa die problematische These, dass es Rassismus erst mit der neuzeitlichen Definition von Rassismus geben kann. Mit dieser These sorgt man dafür, dass für das Mittelalter überhaupt nicht von Rassismus gesprochen werden kann und darf, sodass – gut romantisch gedacht – das Mittelalter als ein nichtrassistisches Zeitalter geschützt und ›rein‹ gehalten wird. Da wäre aber auch die Konzeption des mittelalterlichen Europa als ein christliches Europa, was etwa dann problematisch wird, wenn die Bedeutung des jüdischen Lebens und auch die Verfolgung der Jüdinnen und Juden nicht oder kaum beachtet werden. Problematisch ist es auch, wenn Mediävist*innen bei der Beschäftigung mit mittelalterlichen Erzählungen, die von Auseinandersetzungen handeln zwischen Christen und Christinnen auf der einen und Muslimen und Muslimas auf der anderen Seite, gerade die christliche Position einnehmen, die schon die mittelalterlichen Texte eingenommen haben. Die Mittelalter, die im 19. Jahrhundert entwickelt wurden, parallel zur Ausbildung und Etablierung der Nationalstaaten, wie wir sie bis heute kennen, waren ja immer auch nationale Mittelalter, die dazu beitragen sollten, eine nationale Identität zu schaffen. Drei Historiker erklären das in einem jüngeren Aufsatz anhand ihres Fachs folgendermaßen:

2 Der wichtigste jüngere Beitrag zu dieser Diskussion stammt von Geraldine Heng: *The Invention of Race*.

Die Entstehung der mittelalterlichen Geschichte als akademische Disziplin im frühen neunzehnten Jahrhundert war untrennbar mit den ›nationalen Projekten‹ in Europa verbunden. Aus der Perspektive derjenigen, die die Integrität des entstehenden Nationalstaates verteidigen wollten, bestand eine wichtige Aufgabe der Geschichte darin, die Grundlage für die Legitimität einer Nation zu schaffen, indem sie eine Erzählung über ihr ehrwürdiges Alter und die Heldentaten ihrer Gründer, ihres Volkes und ihrer Herrscherdynastien lieferte. Die mittelalterliche Epoche wurde somit zu einem äußerst wichtigen Element der Nationenbildung. Dies alles führte zur Konstruktion des Mittelalters als Schmelztiegel, in dem Nationen wie Großbritannien, Frankreich und Deutschland geschmiedet wurden. Historiker des Mittelalters lieferten detaillierte und ausgefeilte Meistererzählungen: Sie waren in gewisser Weise die wichtigsten ›Mythenmacher‹ der nationalen Projekte Europas.³

Es ist nicht leicht, dieses Erbe des 19. Jahrhunderts, diese nationale Perspektive und dieses nationale Projekt, wieder loszuwerden, zumal die Mittelaltergermanist*innen sich und ihr Fach heutzutage in aller Regel nicht als politische Akteure verstehen. Zudem wurden diese Perspektive und dieses Projekt kulturell breit verankert und sind bis heute auf vielfältige Weise wirksam; die Folgen betreffen deshalb nicht nur die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Gerade in der jüngeren

3 »Medieval History's emergence as an academic discipline in the early nineteenth century was intrinsically linked to Europe's ›national projects‹. Seen from the perspective of those keen to defend the integrity of the emerging nation-state, an important task of History consisted in furnishing the basis for a nation's legitimacy by providing a narrative of its venerable age and the heroic deeds of its founders, its people, and its ruling dynasties. The medieval period thus became of the utmost importance as an element in nation building. It led to the construction of the Middle Ages as the crucible in which nations such as Britain, France, and Germany were forged. Historians of the Middle Ages furnished detailed and elaborate master narratives: they were, in a sense, the chief ›myth makers‹ of Europe's national projects.« (Chris Jones/Conor Kostick/Klaus Oschema: *Why Should we Care about the Middle Ages?*, S. 17f.)

englischsprachigen Diskussion geraten auch Menschen und Gruppierungen in den Blick, die politisch rechts stehen, zum Teil sehr weit rechts; Menschen und Gruppierungen, die die Perspektive der früheren Forschung aufgreifen und das Mittelalter als ein homogen weißes und homogen christliches Mittelalter konzipieren. Auf diese Weise wird dieses Mittelalter zu einem Sehnsuchtsraum, der für manche Neonazis und Rassist*innen nicht nur Vergangenheit ist, sondern auch eine Hoffnung für die Zukunft.⁴ Diese weißen Nationalisten »verweisen zum Beispiel auf die mittelalterlichen Kreuzzüge als großen Verteidigungskampf, bei dem sich ein vereintes, weißes Europa gegen einen feindlichen, nichtweißen, islamischen Eindringling verteidigte – und das, obwohl dieses Verständnis ein Mythos ist.«⁵

Ein ähnlich gelagertes Problem betrifft die englische Bezeichnung für den Teil der Mediävistik, der für England vor der normannischen Eroberung im Jahr 1066 zuständig ist. Dass es sinnvoll ist, hierfür ein eigenes Fachgebiet zu haben, hängt mit der britischen Geschichte zusammen. Die britischen Inseln waren schon seit der Antike ein Raum massiver Migration und Kolonisierung. Es kamen die Römer, es kamen Skandinavier, es kamen Germanen (darunter, neben anderen Gruppen, die sogenannten Angeln und Sachsen), und es kamen dann eben die »Nordmänner«, die in Nordfrankreich angesiedelt worden waren und die im Jahr 1066, als sie England angriffen, bereits Französisch sprachen. Deshalb macht es auch durchaus Sinn, ab 1066 eine neue Phase beginnen zu lassen.

4 Einige Beispiele einer jüngeren politischen Verwendung und Aneignung des Mittelalters bei Daniel Wollenberg: *Medieval Imagery in Today's Politics*. Man vergleiche auch Bruce Holsinger: *Neomedievalism, Neoconservatism, and the War on Terror*.

5 »These white nationalists have used the Middle Ages as the source of their own ›Lost Cause‹, referencing, for example, the medieval Crusades as a great defensive struggle in which a unified, white Europe defended itself from a hostile, non-white, Islamic invader – even though this understanding is a myth.« (Matthew Gabriele/Mary Rambaran-Olm: *The Middle Ages Have Been Misused by the Far Right*)

Die Mediävist*innen, die für die Zeit vor 1066 zuständig sind, sind für das ›angelsächsische‹ England zuständig, so zumindest die traditionelle Bezeichnung. Daraus erwächst ein Problem, weil die Geschichte der USA durch eine Gruppe geprägt wurde und wird, deren Mitglieder häufig als WASP bezeichnet werden, als ›White Anglo-Saxon Protestant‹ (›weißer angelsächsischer Protestant‹). Für die Angelsachsen-Forscher*innen wurde diese Gruppenbezeichnung in der letzten Zeit nun zum Problem. Nicht nur ist WASP in den USA zu einem Kampfbegriff der politischen Rechten geworden; es wurde auch mehr und mehr klar, dass schon die Bezeichnung dieses mediävistischen Bereichs als ›angelsächsisch‹ einer homogenisierenden Vorstellung Vorschub leistet, einer vereinheitlichenden Vorstellung eines germanischen, englischen und letztlich irgendwie weißen Mittelalters. Statt aber von einem homogenen angelsächsischen England auszugehen, sollte man, so die berechtigte Kritik, von einem heterogenen England ausgehen, das weit mehr war als ein Reich von eingewanderten Germanen.

Neue Heterogenitäten

Derartige Diskussionen in der Mediävistik und mit Bezug auf die Mediävistik haben gezeigt, dass es innerhalb des Fachs Vorstellungen von Homogenität und Einheitlichkeit gibt, die im 19. und in weiten Teilen des 20. Jahrhunderts ›normal‹ waren, also kaum oder gar nicht kritisiert wurden, die im 21. Jahrhundert aber berechtigte Kritik auf sich ziehen. Die Mediävistik als eine Erfindung der Romantik konzipierte ihr Mittelalter zu homogen; und das ist auch kein Wunder, denn diejenigen, die für diese Konzeption verantwortlich waren, waren aus heutiger Sicht eine ziemlich homogene Gruppe, schließlich sprechen wir für die meiste Zeit von weißen, christlichen (oder zumindest christlich geprägten) Männern aus dem globalen Westen. Kein Wunder, dass sich diese christlichen Männer ein europäisches Mittelalter imaginierten, das ihnen, ihrer Kultur und ihren Werten möglichst nahe stand.

In Zeiten schwächer werdender Nationalstaaten verliert das Projekt einer nationalen Kultur, das in der Romantik entwickelt wurde, mehr

und mehr an Einfluss. Die Bundesrepublik Deutschland lässt sich nicht (mehr) auf ein christliches, europäisches Mittelalter aufbauen, so wenig wie sich ein größer werdender Teil der Menschen in diesem Land auf irgendwelche tapferen Germanen zurückführen lässt. Mehr Diversität zu wagen heißt nicht, irgendeinem Zeitgeist zu folgen, sondern ergibt sich aus den Entwicklungen der letzten Jahrzehnte; Entwicklungen, die gerade auch für die Mittelaltergermanistik viel Potenzial bereithalten.

Ein Beispiel für das christliche Erbe der Mediävistik bietet eine Bezeichnung, die in mittelhochdeutschen Texten für Menschen islamischen Glaubens gebraucht wird. In den Texten ist nämlich häufig von »Sarazenen« die Rede – und dies ist ein abwertender, islamophober Begriff, denn er ist eine Zuschreibung von außen, eine Zuschreibung allerdings, die vorgibt, eine Selbstbezeichnung zu sein: Anstatt ihre Abstammung von Abrahams Sklavin Hagar einzugestehen, so behauptet der Begriff, täuschten die Muslime vor, Nachkommen seiner Ehefrau Sara zu sein – sie seien also nicht nur von niederer Abkunft, sie seien zu allem Überfluss noch Lügner. Trotzdem schafft es der Begriff bis heute in Übersetzungen und auch in Arbeiten der Forschung. Man müsse von »Sarazenen« sprechen, heißt es dann mitunter zur Erklärung, weil die lateinischen Christen des 12., 13. und 14. Jahrhunderts keine klare Vorstellung des Islam hatten, sodass es falsch und verfälschend wäre, wenn man den Begriff mit »Muslime« übersetzen würde. Und auch wenn es nicht ganz falsch ist, dass das Wissen über den Islam beschränkt war, sollte dies heutzutage kein Anlass sein, mittelalterliche Diskriminierungsbegriffe nonchalant weiterzutragen. Im christlichen Westen ist das Wissen über den Islam auch heute oft noch recht begrenzt; und wenn das Wissen über den Islam in den Mittelaltern begrenzt war, dann lässt sich diese Information ja noch nicht allein dadurch vermitteln, dass man einfach weiterhin von »Sarazenen« spricht.⁶

Hilfreich wäre es in diesem Fall und in vergleichbaren Fällen, wenn es mehr Mediävist*innen gäbe, die über eine bessere Kenntnis des Islam verfügen. Damit sind wir nun bei einem weiteren wichtigen

6 Dies stellt auf eindrückliche Weise die amerikanisch-iranische Mediävistin Shokoofeh Rajabzadeh heraus: *The Depoliticized Saracen and Muslim Erasure*.

Punkt angelangt, der in der jüngeren englischsprachigen Diskussion eine wichtige Rolle spielt und der auch in der deutschsprachigen Mediävistik eine wichtigere Rolle spielen sollte. Die Mittelalterforschung braucht mehr Diversität – schon aus inhaltlichen Gründen, um mehr unterschiedlichen Stimmen Gehör zu verschaffen. Wenn nämlich ein heterogeneres Bild des europäischen (vielleicht sogar eines globalen) Mittelalters notwendig ist, dann wäre es ungemein hilfreich und wichtig, wenn die Mediävist*innen als Gruppe heterogener würden. »Warum ist das Fach so weiß?«, fragt etwa die kanadische Mediävistin und Literaturwissenschaftlerin Mary Rambaran-Olm, und sie erklärt:

Blickt man in die Geschichte, dann wird deutlich, dass die Forschung zum frühen England innerhalb eines bestimmten Ordnungsrahmens, dem Rahmen des englischen Empires nämlich, wahrgenommen, gelehrt und studiert wurde. Das führte meist zu einer unausgesprochenen Vorliebe für ›britische‹ Ursprünge. Dieses falsche Narrativ, das sich hartnäckig hält, hindert nichtweiße Studierende daran, sich mit den Texten zu befassen, und vertreibt, kurz gesagt, sowohl nichtweiße Studierende als auch nichtweiße Wissenschaftler*innen – Menschen, die es, wie ich, leid sind, ständig aufgefordert zu werden, ihre Anwesenheit in einem Fach zu rechtfertigen, von dem man annimmt, dass es weißen Menschen gehört.⁷

Wenn man eine größere Diversität in der Mittelalterforschung erreichen möchte, ist das, was Rambaran-Olm beschreibt, eine Art Teufelskreis: Die Interessen und Perspektiven einer homogenen Gruppe der Vergangenheit prägen bis heute die Fragestellungen und schrecken damit

7 »Why is the field so white? Historically, Early English studies was perceived, taught and studied within an Empirical framework which most often created an implicit bias surrounding ›British‹ origins. The perpetuated false narrative continues to prevent students of color from connecting with the texts, and in short, drives away both students and scholars of color – people who, like me, grow tired of constantly being asked to justify their existence in a field assumed to belong to white people.« (Mary Rambaran-Olm: Anglo-Saxon Studies [Early English Studies], Academia and White Supremacy)

gerade diejenigen ab, deren Hilfe man dringend bräuchte, um neue Fragestellungen zu entwickeln. Man könnte sich nun fragen, wie man angesichts dieser Ausgangslage vorgehen könnte. Soll man darüber nachdenken, wie man Menschen unterschiedlicher Herkunft, unterschiedlichen Geschlechts und unterschiedlicher sexueller Orientierung für die akademische Mittelalterforschung begeistern kann? Das dürfte eine klassische – vielleicht sogar romantische – Reaktion auf diese Situation sein: Man versucht, andere zu begeistern (wobei die Gruppe der anderen klassischerweise eher homogen war). Allerdings ist es wohl eher nicht die Aufgabe der wenig diversen Autoren dieses Bandes, andere Menschen für die Mittelalterforschung zu begeistern. Stattdessen müsste die Aufgabe wohl lauten, Räume zu schaffen, in denen andere Menschen entweder ein bereits mitgebrachtes Interesse ausleben oder ein solches entwickeln können.

Neue Kollektive und neue Publikationsformen

Vielleicht hilft es, sich zusammenzuschließen, sich zu verbünden, immerhin ist man gemeinsam stärker – und lauter – als allein. Auch in dieser Hinsicht lohnt ein Blick in den englischsprachigen Raum. Die 2004 gegründete BABEL Working Group⁸ etwa ist ein wichtiger Zusammenschluss. Auf einer Webseite stellte sich die Arbeitsgruppe, die sich ein möglichst hohes Maß an Diversität und gemeinschaftliches Arbeiten über Fächergrenzen hinweg auf die Fahnen geschrieben hat, folgendermaßen vor:

[...] Die BABEL-Arbeitsgruppe ist ein Kollektiv von Wissenschaftler*innen (hauptsächlich solchen im Bereich der Vormoderne, aber auch mit Personen, die sich in einer Vielzahl anderer Bereiche bewegen) in Nordamerika, Großbritannien, Australien und darüber hinaus, die daran arbeiten, neue ko-disziplinäre, nomadische und gesellige Bündnisse zwischen Geistes-, Natur-, Sozialwissenschaften und bildenden

8 <https://babelworkinggroup.wordpress.com>.

Künsten zu entwickeln, um neue Formen eines kritischen Humanismus zu formulieren und zu praktizieren. Außerdem arbeiten wir hoffnungsvoll an einer Wissenschaft von der Vormoderne, die stärker auf die Gegenwart ausgerichtet ist, außerdem an Kulturwissenschaften, die die Vergangenheit stärker berücksichtigen, sowie an einer Multiversität für Sonderlinge, Querköpfe und Außenseiter.⁹

Zwar ist die Gruppe zuletzt wohl weniger aktiv gewesen als noch vor einigen Jahren, aber aus ihrer Arbeit ist 2010 eine neue Zeitschrift hervorgegangen, die für Furore gesorgt hat, zumindest bei denjenigen, die sich für eine entschieden postmoderne und – so würden wir sagen – postromantische Mediävistik interessieren. *postmedieval. a journal of medieval cultural studies* heißt diese Zeitschrift und dort erscheinen Aufsätze und Themenhefte zu, beispielsweise, neuen Betrachtungsweisen von Tier-Mensch-Beziehungen (*The Animal Turn*, 2011), zu Behinderungen und dem sozialen Körper (*Disability and the Social Body*, 2012), zu Formen mittelalterlicher Mobilität (*Medieval Mobilities*, 2013), zu Rasse und Rassismus (*Making Race Matter in the Middle Ages*, 2015), zu feministischer Intersektionalität (*Feminist intersectionality: Centering the margins in 21st-century medieval studies*, 2019) und zu vielen weiteren spannenden, wichtigen und relevanten Themen. Es gibt im deutschsprachigen Raum keine vergleichbare Zeitschrift; keine Zeitschrift, die sich mit einem derartigen Engagement und einer derartigen Hingabe neuen, avancierten und explorativen Themen widmet. Während man

9 »[...] the BABEL Working Group is a collective of scholars (primarily premodernists, but also persons working in a wide variety of other areas) in North America, the U.K., Australia, and beyond who are working to develop new co-disciplinary, nomadic, and convivial confraternities between the humanities, sciences, social sciences, and the fine arts in order to formulate and practice new critical humanisms. It is also our hope to develop a more present-minded premodern studies, a more historically-minded cultural studies, and a new misfit multiversity.« (<https://web.archive.org/web/20140608144353/http://www.hastac.org/organizations/babel-working-group>; man vergleiche auch den Text ganz unten auf der BABEL-Seite: <https://babelworkinggroup.wordpress.com>)

bei *postmedieval* also an einer kulturwissenschaftlich-postmodernen und gegenwartsorientierten Zukunft der Mittelalterforschung arbeit, befüllt man im deutschsprachigen Raum weiterhin brav die Zeitschriften aus dem 19. Jahrhundert mit den Aufsätzen, die bei den Herausgeber*innen der Zeitschriften gerade eingegangen sind, ganz egal, ob die Aufsätze etwas miteinander zu tun haben oder nicht. Themenhefte, sorgfältig kuratiert und aufeinander abgestimmt, sind im deutschsprachigen Raum immer noch zu selten; und darauf, eine breitere Öffentlichkeit zu erreichen – und sei es auch nur die akademische Öffentlichkeit in anderen Fächern –, sind die deutschsprachigen wissenschaftlichen Zeitschriften sowieso nicht ausgelegt. Man bleibt doch lieber unter sich.

Für eine diverse Mediävistik – und also auch für eine diverse Mittelaltergermanistik – ist eine innovative, mutige und niedrighschwellige Publikationsumgebung grundlegend. Wenn die etablierten Türhüter, die ›gatekeeper‹, dafür sorgen können, dass neue Ideen und Ansätze nicht veröffentlicht werden (oder nur überarbeitet veröffentlicht werden), dann führt diese Publikationsumgebung zu Homogenität von Themen, Methoden, Theorien und Akteuren. Gerade angesichts der Digitalisierung im Bereich der Wissenschaftskommunikation ergeben sich hier Chancen und ergibt sich ein Transformationspotenzial, das in den sogenannten Geisteswissenschaften noch kaum genutzt wird, weil man weiterhin sehr an den gedruckten Publikationen und den etablierten (gedruckten) Zeitschriften hängt. Dieser Traditionalismus aber verhindert Diversität – oder verlangsamt zumindest notwendige Transformationsprozesse.

Wenn man in die USA blickt, kann man indes sehen, dass auch Einzelne schon viel bewegen können. Treibende Kraft hinter der Gründung von BABEL und hinter der Zeitschriftengründung war Eileen Joy,¹⁰ ihres Zeichens Anglistin und Kulturwissenschaftlerin mit einem weiten Bereich an Interessen und allem Anschein nach mit einer mutigen, tatkräftigen Grundeinstellung. Zusätzlich zur *postmedieval*-Zeitschrift hat Joy im Jahr 2011 auch noch einen Verlag gegründet, punctum books, quasi als ergänzendes Parallelprojekt zur Zeitschrift.

10 Eileen Joy: On Natality and the As If: To My Friends With Love.

punctum books ist alles das, was im deutschsprachigen Raum fehlt: ein unabhängiger Verlag, dessen sämtliche Bücher nicht nur gedruckt über den Buchhandel, sondern immer auch frei online zugänglich sind (»Open Access«). Ein Verlag, der von Wissenschaftler*innen geführt wird und wissenschaftlichen Standards folgt, zugleich aber eine breite Palette an Textformen und Schreibweisen nicht nur zulässt, sondern fördert. Ein Verlag, der sich entschieden für Diversität einsetzt, für Gerechtigkeit und auch dafür, möglichst viele Menschen einzubinden und mit einzubeziehen.¹¹

Das Maß an Entschlossenheit und Klarheit, das aus dem Konzept und dem Programm des Verlags spricht, ist bemerkenswert. Im deutschsprachigen Raum ist in den letzten Jahren das Interesse an einer freien Zugänglichkeit von Forschung (»Open Access«) in den Geistes- und Kulturwissenschaften zwar gestiegen, aber bei vielen – möglicherweise bei der Mehrheit – gilt das gedruckte Buch und gilt überhaupt alles Gedruckte weiterhin als zentrales Merkmal von Wissenschaftlichkeit. Hinzu kommt, dass die großen, gewinnorientierten Verlage die grundlegende Idee des Open-Access-Modells pervertiert haben, indem sie daraus ein Geschäftsmodell gemacht haben. Auf den Seiten des punctum-Verlags wird das Problem anschaulich erklärt. Dort wird auf die *Berliner Erklärung über den offenen Zugang zu wissenschaftlichem Wissen* (2003) verwiesen, derzufolge »alle Nutzer*innen ein freies, unwiderrufliches, weltweites Recht auf Zugang zum entsprechenden Werk haben und eine Erlaubnis, das Werk zu kopieren, zu nutzen, zu verteilen, zu übertragen und zu veröffentlichen«.¹² Das aber, so heißt es auf den Seiten des punctum-Verlags, reicht nicht aus:

11 »Our commitments to and care for diversity, equity, and inclusion are evidenced in our Directorship and staff, our catalog and also in our Editorial Advisory Board.« (<https://punctumbooks.com/about/vision-statement/>)

12 »The author(s) and right holder(s) of such contributions grant(s) to all users a free, irrevocable, worldwide, right of access to, and a license to copy, use, distribute, transmit and display the work publicly [...].« (<https://openaccess.mpg.de/Berliner-Erklärung>)

punctum ist jedoch der festen Überzeugung, dass dies keine ausreichende Definition dessen ist, was Open Access idealerweise bedeuten sollte, und wir sind außerdem der Meinung, dass der Begriff ›Open Access‹ für eine kontinuierliche Debatte und eine fortlaufende Neudefinition offen bleiben sollte, vor allem, weil die Open-Access-Bewegung inzwischen von großen, gewinnorientierten Verlagen (z. B. Relx, Wiley-Blackwell, Taylor & Francis, SpringerNature usw.) übernommen und vermarktet wird, die den Begriff Open Access nicht nur ausgehöhlt und ethisch fragwürdig, sondern auch zu einer Täuschung gemacht haben, weil Autor*innen und Forscher*innen in vielen Fällen sehr hohe Gebühren für sogenannte Gold-OA-Publikationen zahlen müssen. Viele Autor*innen können sich diese Gebühren gar nicht leisten und diejenigen, die mehr Geld auf ihrem Forschungskonto haben, müssen sich nicht allzu viele Gedanken darüber machen, ob sie in Open-Access-Publikationen veröffentlichen können. Das bedeutet, dass dem System der Open-Access-Veröffentlichungen Ungleichheit und Ungerechtigkeit inhärent sind.¹³

Und an diesem System beteiligen sich mittlerweile in der Bundesrepublik Deutschland auch die Universitäten und die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), die wichtigste Einrichtung zur Forschungsförderung des Landes. Anstatt die Wissenschaftler*innen zu radikal offenen Publikationen zu ermutigen, verteilt man Gelder zur Weitergabe an die Verlage. Open Access, in einem grundsätzlichen, emanzipatorischen

13 »But punctum feels strongly that this is not a robust enough definition of what OA should ideally mean, and we further believe that the term ›open access‹ should remain perpetually open for continual debate and ongoing re-definition, especially because the OA movement is now being thoroughly co-opted and marketized by behemoth for-profit publishers (e.g., Relx, Wiley-Blackwell, Taylor & Francis, SpringerNature etc.), and they have made the term Open Access not only hollow and ethically suspect, but also a deception, because authors and researchers, in many cases, have to pay very high fees for what they call ›Gold OA‹ publications. And many authors simply can't pay, and those with more money in their research accounts don't have to worry overmuch about their ability to publish in OA outlets. This means that inequity is built into the system of OA publishing.« (<https://punctumbooks.com/about/vision-statement/>)

Sinn verstanden, meint viel mehr und etwas anderes als die bloße freie Verfügbarkeit von Forschung im Internet.

Hybride Veröffentlichungen – also Veröffentlichungen, die frei zugänglich gemacht *und* gedruckt werden – sind zwar im deutschsprachigen Raum auf dem Vormarsch, aber das Zentrum, um das sich alles dreht, ist noch immer das bedruckte Papier. Hinzu kommt, dass die Qualität von Veröffentlichungen auch daran gemessen wird, ob sie in etablierten Verlagen (und etablierten wissenschaftlichen Reihen) erscheinen. Den etablierten Verlagen, die auch gar nicht von Wissenschaftler*innen geführt werden, wächst hierdurch eine große Macht zu. Außerdem motiviert die gesamte Publikationsumgebung jüngere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, möglichst wenig Risiko einzugehen. Am besten ist es für die Jüngeren, die eigenen Arbeiten drucken zu lassen, bei etablierten Verlagen, in etablierten Reihen; eigene Arbeiten mit etablierten Themen und etablierten Schreibweisen; eigene Arbeiten, denen Jahre am Schreibtisch vorangegangen sind, sodass die Ergebnisse gewichtig sind, gut abgehangen, mehrere hundert Seiten lang, vielleicht sogar zweibändig. Diversität, thematischer Mut und ein Interesse an einer möglichst breiten Leser*innenschaft spielen in aller Regel keine Rolle. Eine umfassende wissenschaftliche Qualitätssicherung findet aufseiten der Verlage kaum noch statt. Wenn für ein Buch an einer Universität ein akademischer Titel verliehen wurde, dann gilt die Qualität als gesichert – zumal akademische Bücher von den Verlagen auch gar nicht an ein größeres Publikum verkauft werden sollen, sondern (zusätzlich zu Publikationsgebühren, für zum Teil sehr hohe Preise) an die Bibliotheken im In- und Ausland, die dafür Steuergelder aufwenden. Aus Steuergeldern wird also die wissenschaftliche Arbeit bezahlt, die zu den Büchern führt, dann die Open-Access-Publikation des Verlags und schließlich auch noch der Kauf des Buchs durch die Bibliotheken. Es handelt sich um ein geschlossenes System zum Wohl der Verlage, zulasten der Steuerzahler*innen und zulasten der wissenschaftlichen Qualität.

Wenn man auf die Zeitschrift *postmedieval* und den Verlag punctum books blickt, merkt man schnell, dass im deutschsprachigen Raum einiges im Argen liegt. Für mehr Diversität und eine größere Vielfalt

an Stimmen brauchen wir jedoch nicht nur ein anderes Publikationssystem, das dann auch Vielfalt unterstützt und fördert; wir brauchen zugleich auch ein diverseres Kollegium an den Universitäten. Hierzu sind Vorgaben, Vorschriften und Gesetze hilfreich und notwendig – aber auch Allianzen und Gemeinschaften. Auch hier lohnt ein Blick in den englischsprachigen Raum, zum Beispiel auf die Gruppe der Queerdievalists oder auf die Medievalists of Color, eine Gruppe, die sich versteht als eine

wissenschaftliche Organisation, die sich aus einer vielfältigen Gruppe von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern zusammensetzt, die interdisziplinär in der Mediävistik arbeiten. Wir sind Studierende mit Universitätsabschluss, unabhängige Wissenschaftler*innen und Dozent*innen (mit und ohne Aussicht auf Festanstellung) auf allen hierarchischen Ebenen, von Lehrbeauftragten und Dozent*innen bis hin zu ordentlichen Professor*innen. Zu uns gehören Wissenschaftler*innen aus Amerika, Afrika, Asien, Ozeanien und Europa. Als *People of Color* teilen wir eine kollektive soziopolitische Identität, die ihre Stärke aus den unterschiedlichen Hintergründen und Erfahrungen ihrer Mitglieder bezieht. Wir verkörpern die Kraft des Verschiedenseins.«¹⁴

Mehr Vielfalt wagen

In Deutschland fehlen in den Kollegien der Universitäten insbesondere Menschen aus Familien mit Migrationsgeschichte, darunter viele Menschen aus Familien, die vor kürzerer oder längerer Zeit aus Ländern

14 »Medievalists of Color (MoC) is a professional organization of a diverse group of scholars working across the disciplines in Medieval Studies. We are graduate students, independent scholars, and tenure-track and non-tenure track faculty of all ranks from adjunct and lecturer to full professor. Among us are scholars based in the Americas, Africa, Asia, Oceania, and Europe. As people of color, we share a collective socio-political identity that draws its strength from the varied backgrounds and experiences of its members. We represent the power of difference.« (<https://medievalistsofcolor.com>)

ohne christliche Mehrheitsgesellschaft nach Deutschland gekommen sind. Gerade weil der Gegenstand der Germanistik und die Germanistik selbst einer christlichen Mehrheitsgesellschaft entstammen und durch diese geprägt sind, ist ein religiös vielfältigeres Kollegium wichtig, um diese christliche Perspektive beim Blick auf die Texte nicht automatisch zu reproduzieren. Dies gilt insbesondere für Erzählungen, die von Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Religionen berichten, letztlich aber auch für die höfischen Romane des Hochmittelalters, in denen Religiosität und Religion eine untergeordnete Rolle spielen. Und wichtig ist mehr Vielfalt bei den Dozent*innen auch, weil die Dozent*innen Vorbildwirkung für die Studierenden haben. Wenn etwa Menschen aus Familien mit türkischer Migrationsgeschichte im Seminarraum über die Konflikte zwischen Christentum und Islam in mittelalterlichen Erzählungen sprechen, dann wird Studierenden aus Familien mit Migrationsgeschichte unmittelbar klar, dass auch sie über diese Texte sprechen dürfen. Eine Folge derartiger Konstellationen dürfte dann etwa auch sein, dass man in der Mittelalterwissenschaft nicht mehr davon ausgehen kann, dass die Studierenden vertieftes Wissen über das Christentum mitbringen. Dies gilt zwar auch schon seit Langem für Studierende, die als weiß und deutsch gelesen werden – aber die Mittelalterwissenschaft ignoriert dieses Problem gerne, mit der Folge, dass sich Studierende, die kein vertieftes Wissen über das Christentum haben, fehl am Platz fühlen und mit den Themen und Texten Schwierigkeiten haben.

Auch für diese Studierenden, die sich fehl am Platz fühlen, müssen wir planen – und müssen auch *mit* ihnen planen. Benötigt wird ein Lehrangebot, das eine möglichst diverse Studierendenschaft anspricht. Nötig sind deshalb auch Kooperationen mit anderen Fächern, die Wissen und Kompetenzen vermitteln können, die in der Mittelaltergermanistik notwendig sind. Immerhin wird die Germanistische Mediävistik nicht von heute auf morgen ein hervorragendes Lehrangebot auf die Beine stellen können, um Grundlagen des Christentums zu vermitteln. Dafür könnte man Hilfe gebrauchen.

Notwendig sind auch stärkere Vernetzungsangebote für Studierende (und dann auch Promovierende), die zu einem höheren Maß an Diver-

sität beitragen können. Und wenn dann irgendwann einmal auf Ebene der Doktorand*innen ein höheres Maß an Diversität erreicht wäre, dann wäre es wichtig, dass diese Doktorand*innen eben nicht (nur) zu den etablierten Themen forschen, sondern ermutigt werden, neue Fragen zu stellen und neue Wege zu gehen. Wenn sie das dann tatsächlich tun, sollten sie dafür natürlich nicht bestraft werden, sondern irgendwann zum Kollegium gehören.

Dass ein diverseres Kollegium Auswirkungen hat, das konnte man in einem Artikel des Magazins der *New York Times* im Februar 2021 nachlesen.¹⁵ Vorgestellt und porträtiert wird in diesem Artikel Dan-el Padilla Peralta, Professor für die klassische Antike an der Universität Princeton. Padilla wurde in der Dominikanischen Republik geboren, stammt aus sehr einfachen Verhältnissen, er ist schwarz – und er spricht seit Langem, so heißt es in dem Artikel,

offen über den Schaden, den die Wissenschaftler aus dem Bereich der Alten Geschichte und klassischen Philologie [*classics*] in den letzten zwei Jahrtausenden angerichtet haben: Unter Rückgriff auf die Antike wurden die Sklaverei gerechtfertigt, die Rassenlehre, der Kolonialismus, der Nationalsozialismus und andere Faschismen des 20. Jahrhunderts. Alte Geschichte und Klassische Philologie [*classics*] waren Disziplinen, um die herum die moderne westliche Universität entstand, und Padilla ist der Ansicht, dass sie den Rassismus in die gesamte Hochschulbildung hineingetragen hat.¹⁶

Das ist eine klare und provokative Position, gerade für ein universitäres Fach, das schon seit Längerem an den Universitäten einen schweren Stand hat und deshalb auf eine möglichst positive Außenwirkung

15 Rachel Poser: He Wants to Save Classics From Whiteness.

16 »For several years, he has been speaking openly about the harm caused by practitioners of classics in the two millennia since antiquity: the classical justifications of slavery, race science, colonialism, Nazism and other 20th-century fascisms. Classics was a discipline around which the modern Western university grew, and Padilla believes that it has sown racism through the entirety of higher education.«

erpicht ist. Auch deshalb treffen Padillas Positionen auf Widerstand und der Artikel diskutiert dementsprechend nicht nur Padillas Überlegungen, sondern gleich auch die Zukunft des Fachs. Schon im zweiten Teil des Titels des Artikels heißt es dementsprechend: »Wird das Fach überleben?«

Über die Zukunft der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Antike können wir keine Aussagen treffen. Möglicherweise schießt die Überschrift des Artikels auch ein wenig über das Ziel hinaus. Es geht vermutlich eher um eine Transformation des Fachs, um die Umstellung auf ein neues disziplinäres Denkmodell. Wichtig ist dabei, und darauf wollten wir hinaus, dass es einen riesigen Unterschied machen kann, wenn ein Fach von einem diverseren Kollegium vertreten wird. Eben das sieht man an Menschen wie Mary Rambaran-Olm und Dan-el Padilla Peralta.

VII. Kommt das in der Klausur dran?

Es gibt nur wenig Forschung im Bereich des Altenglischen, die sich mit den Bedürfnissen von Studierenden befasst. Begutachtet werden in der Regel ›Zugänge‹ zum Altenglischen (z.B. wie man Grammatik unterrichtet, wie man Lehrmaterialien einsetzt). All das sind nützliche Arbeiten, aber sie setzen ein Publikum voraus, anstatt zu helfen, ein solches überhaupt erst zu gewinnen.¹

Das romantische Mittelalter der begeisterten Dichter war etwa in der Mitte des 19. Jahrhunderts auch an den Universitäten angekommen und dort in der noch jungen Germanistik heimisch geworden. Welche Auswirkungen das auf die Texte und Textausgaben hatte, davon haben wir oben bereits geschrieben. Eine Universität ist aber nicht nur Ort von Forschung, sondern auch von Lehre – und darum soll es in diesem Kapitel gehen. Die akademische Lehre ist seit einigen Jahren besonders heftig in Bewegung geraten, wegen der Umstellung auf Bachelor- und

1 »Little research in Anglo-Saxon studies concerns the need of undergraduates, which are usually assessed in the context of ›approaches‹ to Old English (i.e., how to teach grammar, how to use visual aids). This is useful work, but it is work that assumes an audience rather than helps to build one.« (Allen J. Frantzen: *Desire for Origins*, S. 13)

Masterstudiengänge, wegen der Digitalisierung und nicht zuletzt auch wegen der Coronapandemie, die plötzlich und unerwartet didaktische Experimente und neue Lehrformate erzwungen hat. Es ließe sich deshalb viel zur allgemeinen Situation der Lehre an den Universitäten sagen. Wir nehmen hier allerdings nur einen kleinen Ausschnitt in den Blick, nämlich die Lehre in der Mittelaltergermanistik, aber wir tun das in dem Bewusstsein, dass vieles von dem, worüber wir schreiben, einen breiteren Kontext hat.

Das geht schon mit der studentischen Frage los, mit der das Kapitel überschrieben ist und die zu jenen Allgemeinplätzen gehört, die verlässlich erwähnt werden, wenn Dozent*innen über die akademische Lehre klagen: »Kommt das in der Klausur dran?« Die Frage nach der Klausurrelevanz von Inhalten wird von Lehrenden manchmal mit einem Augenrollen kommentiert, als sei es eine dumme Frage, als hätten die Studierenden immer noch nicht begriffen, dass sie »nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen«, um noch so einen Allgemeinplatz zu zitieren – einen Allgemeinplatz übrigens, der ziemlich romantisch klingt, weil er Schule so konzipiert, als wäre sie ein Bildungsroman und die Schüler*innen dessen Protagonist*innen. Dabei ließe sich die Frage aber auch anders verstehen, nämlich als Versuch der Studierenden, Inhalte mit Anwendungsbereichen zu verknüpfen. Die Studierenden möchten wissen, welche Themen und Inhalte relevant sind – und wenn das nicht von selbst klar wird, dann muss eben die Klausur herhalten als Prüfstein dafür, was man zu lernen und zu wissen hat.

In der Mittelaltergermanistik taucht die Frage häufig in den Einführungskursen auf, in denen die Studierenden mit den Eigenheiten mittelalterlicher Literatur und mittelalterlicher Sprache vertraut gemacht werden sollen. Die Herangehensweisen unterscheiden sich dabei ebenso von Universität zu Universität wie die Formate und Zuschnitte solcher Kurse. Was mancherorts einfach eine Einführung ist, also mit den Gegenständen des Fachs vertraut macht, behandelt andernorts die ›Verstehensvoraussetzungen‹ mittelalterlicher Literatur,² nimmt also

2 So etwa an der Universität Greifswald, die sich 2018 nach langem Ringen ihres Namenspatrons Ernst Moritz Arndt entledigt hat. Arndt war ein Vertreter jener

von vornherein eine Barriere zwischen den Texten und den Studierenden an, die es zu überwinden gilt. In jedem Fall führen die Kurse eine romantische Vorstellung fort, derzufolge man zunächst zurück zu den (poetischen) Ursprüngen muss; deshalb spielt der von uns bereits diskutierte Mediävalismus in der Regel keine Rolle und deshalb werden die vermittelten Inhalte als Grundlagen und Handwerkszeug für die philologische Arbeit am Text präsentiert. Zu den typischen Inhalten gehören: Sprachentwicklung des Deutschen; mittelhochdeutsche Grammatik; der höfische Literaturbetrieb; das christliche Weltbild des Mittelalters; historische Semantik; Stoffe und Stoffkreise der Texte; Metrik, Rhetorik und Hermeneutik; Handschriften und Editionen, um nur einige zu nennen. Aber wofür braucht es diese Grundlagen und dieses Handwerkszeug?

Für ›das Leben‹ wohl kaum, auch wenn die meisten Mediävist*innen ein paar Beispiele parat haben, um die Lebensrelevanz ihres Fachs zu begründen. Und ganz falsch ist das ja auch nicht, immerhin hört das Mittelalter nicht auf, wie wir schon öfter betont haben, und hinterlässt seine Spuren in unserem Alltag. Aber selbst wenn Mediävisten*innen mit Wissen um die Sprachgeschichte erklären können, warum man in Norddeutschland ›Tied‹ statt ›Zeit‹ sagt, bleibt doch die Frage, ob das den enormen Aufwand rechtfertigt, den die Studierenden betreiben müssen, um die ganze sprachgeschichtliche Entwicklung des Deutschen zu lernen. Versteht man das Weiterleben der Mittelalter, wenn man aus dem Mittelhochdeutschen übersetzen kann? Können Lehrer*innen erklären, was Fantasyliteratur ist und was sie mit den Leser*innen tut, wenn sie sich mit Stoffen und Stoffkreisen mittelalterlicher Texte auskennen?

Wir sparen uns eine Antwort auf rhetorische Fragen, die ihre Antwort bereits mitbringen. In den Schulen jedenfalls spielen mittelalterliche Sprache und Literatur keine große Rolle, und viele Studierende der

›Blutigen Romantik‹, die im Zuge der Napoleonischen Kriege Nationalismus und Franzosenhass propagierte. Aufschlussreich dazu ist der von Gerhard Bauer, Gorch Pieken und Matthias Rogg herausgegebene Essayband zu der Ausstellung *Blutige Romantik – 200 Jahre Befreiungskriege*.

Germanistik schlagen nun einmal eine Laufbahn als Lehrer*innen ein. Zwar gibt es immer wieder Bestrebungen, das Mittelalter auch jenseits des Geschichtsunterrichts stärker im Lehrplan zu verankern, aber selbst dann lernen die Studierenden in den Einführungsveranstaltungen noch deutlich mehr, als sie je an ihre Schüler*innen weitergeben können – ganz abgesehen davon, dass aus postromantischer Sicht andere Inhalte in den Schulunterricht gehören würden.³

Natürlich gibt es auch diejenigen, die das Mittelalter und seine Literatur zu ihrem Beruf machen, in Bibliotheken oder Archiven, Verlagen, Museen oder als Schriftsteller*innen, aber das dürften die wenigsten sein; zu wenige jedenfalls, als dass es dadurch gerechtfertigt wäre, jedes Jahr Tausende Studierende Verbtabelle auswendig lernen zu lassen. Wer Germanistik studiert hat und nach dem Abschluss das Wissen über mittelhochdeutsche Sprache und Literatur noch regelmäßig anwendet – der oder die arbeitet mit großer Wahrscheinlichkeit an einer Universität.

Denn die Universität ist ein selbstreproduzierendes System, und das, was man selbst gelernt hat, wird dann an die nächste Generation weitergegeben. Zwar unterscheiden sich, wie gesagt, die Einführungskurse an den verschiedenen Universitäten, und manchmal werden Lehrpläne auch überarbeitet, aber ein inhaltlicher, traditioneller Kernbestand bleibt doch meist bestehen. Gerade Einführungskurse werden in der Regel nur vorsichtig überarbeitet und recht selten komplett neu konzipiert. Der letzte große Reformschritt – nicht nur in der Germanistik – wurde in den späten 1960er- und 1970er-Jahren getan, was zeigt, wie langsam sich Veränderungen an den Universitäten vollziehen. Dazu kommt noch, dass Lehrende an den Universitäten in aller Regel keine pädagogischen oder didaktischen Kompetenzen mitbringen müssen; es liegt also nahe, dass sie sich an ihren eigenen Erfahrungen als Studierende orientieren, wenn sie Lehrveranstaltungen geben. Die Inhalte und

3 Studentische Perspektiven zu diesem Thema kommen häufig zu kurz, deshalb sei auf folgenden von Studierenden herausgegebenen Band hingewiesen: Johannes Schmidt/Nils Gelker: Germanistik als Patient.

Leselisten sind so zwangsläufig an den Gewohnheiten und Bedürfnissen der Dozent*innen ausgerichtet, nicht an denen der Studierenden.

Das selbstreproduzierende und selbsterhaltende System zeigt sich auch daran, dass von den Dozent*innen die wesentliche Rolle der Einführungsveranstaltungen häufig darin gesehen wird, die Studierenden auf andere Veranstaltungen, vor allem Pro- und Hauptseminare, vorzubereiten. Auf Grundlage des erworbenen Wissens über den mittelalterlichen Literaturbetrieb und die mittelalterliche Sprache, so die hier etwas überspitzt wiedergegebene Argumentation, kann dann über die Feinheiten höfischer Romane diskutiert werden – natürlich unter Rückgriff auf den mittelhochdeutschen Text, denn die Übersetzung ist bekanntlich nur als Hilfsmittel gedacht, wenn die Studierenden mal nicht weiterwissen. Man lernt also doch für die Schule, um den Allgemeinplatz wieder aufzugreifen, nur dass die Schule in diesem Fall die Universität ist und verschiedene Stufen umfasst, die aufeinander aufbauen. Daran ist auch erst einmal nichts auszusetzen. Wenn aber die Antwort auf die Frage, was der Anwendungsbereich für das Wissen aus den Einführungskursen ist, »Proseminare« lautet, dann schließt sich folgerichtig die Frage an, was denn der Anwendungsbereich für das Wissen aus den Proseminaren ist – und so weiter.

Diese interne Logik gerät natürlich irgendwann an ihre Grenzen – spätestens mit der Masterarbeit –, und das gilt sogar für den ›besten‹ Fall, wenn nämlich das Wissen aus den Einführungskursen auch tatsächlich auf die späteren Veranstaltungen vorbereitet. Die Realität sieht aber häufig anders aus, was nicht zuletzt daran liegt, dass die Einführungskurse innerhalb eines germanistischen Instituts meistens recht einheitlich gestaltet sind, während die Dozent*innen in ihren Seminaren mehr Gestaltungsspielräume haben. Ob und in welchem Umfang die Einführungskurse die Grundlagen für die Seminare legen, hängt also maßgeblich davon ab, ob und in welchem Umfang sich die Lehrenden bei der Gestaltung ihrer Seminare an einen Wissens- und Kompetenzenkanon halten, der selbst ziemlich unbeweglich ist. Zumindest unsere Erfahrung zeigt, dass die meisten Seminare mit etwas ganz anderem beschäftigt sind als mit dem, was in den Einführungen gelehrt und gelernt wird.

Nehmen wir nur den Anspruch, den viele Einführungskurse nach wie vor vertreten, dass die Studierenden lernen sollen, auf einem recht hohen Niveau mittelhochdeutsche Texte eigenständig – bestenfalls mithilfe eines Wörterbuchs – lesen und übersetzen zu können. Wir haben im Zusammenhang mit der Frage, ob man mittelalterliche Erzählungen übersetzen darf, schon ausgiebig darüber geschrieben, dass seit den späten 1960er-Jahren zweisprachige Ausgaben immer mehr an Bedeutung gewinnen. Allerdings sind die neuhochdeutschen Übersetzungen meist nur als Hinführung zum mittelhochdeutschen Text gedacht; die Studierenden brauchen also weiterhin Kenntnisse des Mittelhochdeutschen. Umgekehrt gibt es wenig Anreiz für die Herausgeber*innen von Textausgaben, ihre Übersetzungen anders zu gestalten, denn eine gute, für sich lesbare Übersetzung würde ja gerade das Ziel der Einführungskurse unterlaufen, die Studierenden zur Lektüre mittelhochdeutscher Texte zu befähigen.

Das ist so lange kein Problem, wie sich Seminare auf die textnahe Arbeit an edierten mittelhochdeutschen Werken konzentrieren – bevorzugt Lyrik oder kurze epische Texte, denn schon die höfischen Erzählungen sind in der Regel zu lang. Wenn aber andere Arten des Arbeitens im Mittelpunkt eines Seminars stehen, etwa kulturwissenschaftliche Fragestellungen, wie wir sie weiter oben anhand von Identifikation und Disidentifikation mit den Texten diskutiert haben, dann müssen andere Kompetenzen her: Wissen über Theoriemodelle wie die Postkolonialen Studien beispielsweise oder ganz allgemein die Fähigkeit zur kritischen Reflexion über Texte, die annehmen, dass die Leser*innen ihnen ganz angehören. Seminare, die sich mit Mediävalem auseinandersetzen, brauchen als Grundlagen nicht nur Wissen über die mittelalterlichen Werke, sondern auch – Stichwort Ko-Disziplinarität – über den jeweiligen Vergleichsgegenstand. Und jedes Seminar, das sich mit größeren Mengen mittelhochdeutscher Texte auseinandersetzen will, braucht vernünftige neuhochdeutsche Übersetzungen.

Dass das Fach so vehement an der Idee festhält, dass alle Studierenden die mittelalterlichen Texte im Original – oder zumindest nach der edierten Textausgabe – lesen können müssen, ist zumindest indirekt ein Überbleibsel der romantischen Sehnsucht nach Ursprüngen. In

Verbindung mit den philologischen Idealen, die in der intensiven und disziplinierten Textbetrachtung verwirklicht werden, ergibt sich ein mächtiges Narrativ, mit dem sich eine institutionelle Schwerfälligkeit gut kaschieren lässt. Ohne ein solches Narrativ müsste man sich vielleicht eingestehen, dass die Einführungskurse eben in vielen Fällen nicht die Grundlagen für die folgenden Seminare legen, dass sie also nicht nur an der Realität der außerakademischen Welt vorbeigehen, sondern auch an der Realität der Universitäten selbst. Dabei wäre gerade die akademische Lehre der ideale Ort, um postromantische Ideen einzubringen und auszuprobieren; zum einen, weil Studierende in der Regel noch keine festgefahrenen Vorstellungen davon haben, was und wie die Mittelaltergermanistik ist oder sein könnte; zum anderen, weil das selbstreproduzierende System ›Universität‹ dafür sorgen könnte, dass die Studierenden dann ihrerseits diese postromantischen Ideen weitertragen und weiterentwickeln.

Studierende ernst nehmen

Dazu würde aber auch gehören, die Studierenden ernst zu nehmen – mit allem, was sie an Wissen und Interessen mitbringen, mit ihrer Biografie und ihrer Gegenwart. Ersteres kann eine Begeisterung für Fantasyliteratur sein oder eine beiläufige Bekanntschaft mit populären Serien wie *Game of Thrones*; musikalische Vorlieben vom mittelalterlich inspirierten Folk-Rock bis zu Wagner-Opern; eine Leidenschaft für die Tierwelt aus *Harry Potter*, die sich in vielem mit mittelalterlichen Bestiarien – Tierbüchern – deckt, oder für Umberto Ecos literarisches Vexierspiel mit dem Mittelalter im *Namen der Rose* und *Baudolino*.

Was die Biografie betrifft, so haben wir schon von dem Problem geschrieben, das sich daraus ergibt, dass die Mittelaltergermanistik ursprünglich mal ein nationales Projekt war, das sich nur sehr allmählich seiner Homogenität entledigt. Eine postromantische Perspektive könnte daher danach fragen, welche Blicke auf das Mittelalter – oder, etwas zugespitzt: welche Mittelalter – die Studierenden in ihren jeweils individuellen Biografien mitbringen. Ob das postkoloniale Sichtweisen

auf die westlich-christlich geprägten mittelhochdeutschen Texte sind oder feministische Perspektiven auf den misogynen Liebesdiskurs des Minnesangs, der Hintergrund der Studierenden besitzt ein enormes Potenzial, die Diskussionen über mittelalterliche Texte zu erweitern – wenn die Dozent*innen ihnen den Raum dafür öffnen.

Raum braucht auch die Gegenwart der Studierenden, Raum für aktuelle Themen wie Klimawandel, Rassismus und Autoritarismus. Eine Mittelaltergermanistik, die sich als Gegenwartswissenschaft versteht, muss solche Themen nicht fürchten, sondern kann von ihnen profitieren; kann lange Entwicklungslinien aufzeigen oder die Vereinnahmung des Mittelalters – im Sinne von: eines spezifischen, sehr reduzierten Mittelalters – für politische Zwecke kritisch beleuchten.⁴

Ein solcherart offener und öffnender Raum wäre ein Ort des Austauschs, bei dem die Rollen von Lehrenden und Lernenden weniger eindeutig verteilt sind, als es derzeit oft der Fall ist. Die Studierenden mit all dem, was sie mitbringen, ernst zu nehmen, würde also auch bedeuten, dass die Dozent*innen von den Student*innen lernen – und im Idealfall würde man ohnehin miteinander lernen.

Wie das aussehen könnte, das zeigt ein Unterrichtsprojekt von Carla María Thomas zu Übersetzungen mittelalterlicher Texte. Thomas lehrt frühmittelenglische Sprache und Literatur an der Florida Atlantic University, einer Universität, die zu einem Viertel von hispanischen Studierenden besucht wird. Im Zuge einer Überblicksveranstaltung zur mittelalterlichen Literatur bekommen Thomas' Studierende die Aufgabe gestellt, in Zweiergruppen einige Zeilen eines mittelenglischen Textes zu übersetzen – zunächst als »eine wörtliche/konservative Übersetzung in eine moderne Sprache«, dann, nach einer Besprechung mit Thomas, als »eine kreative Anpassung, Interpretation oder Antwort auf den Text,

4 Dies gilt natürlich nicht nur für die Germanistik, sondern auch für andere Fächer, die sich mit dem Mittelalter befassen. Einige Möglichkeiten, wie so etwas aussehen könnte, zeigt der schöne Band Andrew Albin/Mary C. Erler/Thomas O'Donnell et al.: *Whose Middle Ages? Teachable Moments für an Ill-used Past*.

die in poetischer Form erfolgen kann, aber nicht muss«. ⁵ Schon die »moderne Sprache« der ersten Aufgabe kann dabei eine der drei Sprachen sein, die an der Universität hauptsächlich gesprochen werden, nämlich Englisch, Französisch und Spanisch, einschließlich deren Abwandlungen und Mischformen wie jamaikanisches Patois, haitianisches Kreol und Spanglisch.

Für die zweite Aufgabe beschreibt Thomas Ergebnisse, die von einer Kurzgeschichte auf Englisch, inspiriert von einem mittelalterlichen Liebesgedicht, bis zu einer mehrsprachigen modernen Adaption eines misogynen Gedichts reichen, bei dem die Sprachen Englisch und Spanisch unterschiedliche rhetorische und klangliche Zwecke erfüllen. Eine andere Gruppe rekonstruierte ein mittelenglisches Gedicht, das Frauen zu loben schien und sich erst in einem lateinischen Refrain als frauenfeindlich entpuppte. Die Bearbeitung modernisierte das Lob, indem sie es an die Sprache heterosexueller Cis-Männer an US-Colleges anpasste, und untergrub es dann mit einer komplexen Reihe von Emojis. Thomas betont die Bedeutung des Von- und Miteinanderlernens bei dieser Aufgabe:

Ursprünglich hatte ich dieses mehrsprachige Übersetzungsprojekt konzipiert, um meinen Studierenden mit karibischem Hintergrund die Möglichkeit zu geben, auf ihre eigene sprachliche Realität zurückzugreifen, ihr eigenes Wissen auf eine mir vertraute Art und Weise zu bekräftigen und sie in die Lage zu versetzen, sich selbst in der zeitlich, geografisch, sprachlich und ethnisch ungewohnten Literatur in einem Kurs über mittelalterliche Literatur in englischer Sprache zu sehen und zu erkennen. Doch am Ende lehrten sie mich und einander

5 »[A] literal/conservative modern vernacular translation; a meeting with me about their translation and to discuss their plan for the third step; and a creative adaptation, interpretation, or response to the lyric, which can be, but does not have to be, in poetic form.« (Carla María Thomas: *The Medieval Literature Survey Reimagined*, S. 363)

genauso viel, wenn nicht sogar mehr, als ich sie darüber lehrte, was es bedeutet, damals und heute ein Mensch zu sein.⁶

Es gibt eigentlich keinen Grund, warum so etwas an deutschen Universitäten nicht möglich sein sollte; warum Übersetzungen mittelhochdeutscher Texte ins Türkische und Arabische, Fränkische und Plattdeutsche keinen Platz in den Seminaren haben sollten; warum nicht auch Wolfram von Eschenbach und das *Nibelungenlied* eine moderne Bearbeitung mithilfe von Emojis bekommen sollten. Ansätze dazu gab und gibt es durchaus, wie etwa ein Seminar zum kreativen Übersetzen, das der (nicht nur Mittelalter-)Germanist Volker Mertens an der Freien Universität Berlin veranstaltet hat:

Das Bestreben war es, die mittelhochdeutschen Lieder in ›poetry‹ umzusetzen, d.h. die Möglichkeiten zwischen Versübersetzung (Metapoem) und ›gedichtinspiertem Gedicht‹ auszuloten. Es geht dabei nicht so sehr um eine zweckfreie Freisetzung von Kreativität, sondern um eine rezeptions-ästhetische Erschließung des Ausgangstextes und damit um eine grundständige Bindung an diesen.⁷

Wenn das weniger nach einer individuellen Aneignung der Texte durch die Studierenden klingt und mehr nach einem theoriegeleiteten Ausloten verschiedener Formen des Übersetzens, dann mag das dem Publikationsrahmen geschuldet sein – Mertens präsentiert seinen ›Werkstatt-Bericht über angewandte Rezeptionsästhetik‹ als wissenschaftlichen Beitrag in einer Festschrift. Immerhin stellen nach seiner Aussage einige Übersetzungen aus dem Seminar die »Transposition in die eigene

6 »While I originally conceived of this multilingual translation project to allow my students with Caribbean backgrounds a way to draw on their own linguistic realities, assert their own knowledge in a way familiar to me, and enable them to see themselves in the temporally, geographically, linguistically, and ethnoracially unfamiliar literature in a Medieval Literature course in English, they wound up teaching me and each other just as much, if not more, than I taught them about what it means to be human, then and now.« (Ebd., S. 364)

7 Volker Mertens: Kreatives Übersetzen mittelhochdeutscher Lyrik, S. 145.

Lebenswirklichkeit als dominierend heraus«,⁸ und Übertragungen ins Berlinerische und Bayrische gibt es auch. Solche Projekte bräuchte es öfter, denn sie ermöglichen es, die Studierenden ernst zu nehmen und ihnen Raum dafür zu geben, eine Verbindung zwischen ihrer eigenen Lebenssituation und den mittelalterlichen Texten herzustellen. Die Studierenden könnten auf diese Weise ihren eigenen Platz in den Texten finden, statt immer nur zu versuchen – und häufig daran zu scheitern –, den Platz einzunehmen, den die Texte ihnen vorschreiben.

Wenn überhaupt, finden solche Projekte in Deutschland allerdings meist nur im Rahmen von Creative-Writing-Kursen statt, die Literaturwissenschaften lehren üblicherweise ausschließlich das akademische Schreiben, also die Haus- und Abschlussarbeit, höchstens noch den Essay. Auch da merkt man das Erbe einer philologisch disziplinierten Romantik, die einst die Neudichtungen Clemens Brentanos und Achim von Arnims in *Des Knaben Wunderhorn* (1806–1808) aufs Schärfste verurteilt hat. Sie hätten keine »[h]istorische Achtung« vor den mittelalterlichen Liedern gehabt, warf Jacob Grimm den beiden vor, und diese historische Achtung scheint auch heute noch schwer auf den Lehrveranstaltungen in der Mittelaltergermanistik zu lasten.

Postromantische Perspektiven

Man merkt schon, viele der Themen, die wir in diesem Buch behandelt haben, sind auch für die universitäre Lehre relevant – vielleicht sogar in besonderem Maße. Das betrifft den Umgang mit den Texten und die Nähe oder Distanz, die wir zu ihnen haben; es betrifft die Fragen, die wir stellen, und die Positionen, von denen aus wir die Fragen stellen; es betrifft auch die Regeln und Hierarchien, die darüber entscheiden, wer Fragen stellen darf und wer nicht. Mehr noch als die Forschung leidet aber die Lehre unter den Strukturen, nach denen Universitäten organisiert sind, in Fakultäten, Fächer und Fachbereiche, die eine künstliche

8 Ebd., S. 147.

Wissensordnung des 19. Jahrhunderts aufrechterhalten und reproduzieren. Es ist schwierig, kreative Räume zu schaffen, in denen man mit- und voneinander lernen kann, wenn Studien- und Prüfungsordnungen Zäune zwischen den Fächern aufbauen, um die eigenen Interessen zu schützen, und dadurch jede Form von Ko-Disziplinarität verhindern.

Versuche, diese Zäune einzureißen, gab es durchaus, auch in der jüngeren Vergangenheit. Im Zuge der Bolognaform wurden an manchen Universitäten interdisziplinäre Mittelalterstudiengänge eingerichtet, die in der Regel von den Dozent*innen der beteiligten Fächer getragen werden. Das ist grundsätzlich sehr zu begrüßen, aber sowohl in der administrativen als auch in der inhaltlichen Umsetzung zeigt sich doch meist deutlich, wie sehr sich die universitäre Ordnung gegen solche Konstrukte sperrt. Oft genug fehlt es an einer gemeinsamen, offenen Vision vom Mittelalter, stattdessen lernen die Studierenden in der Germanistik ein germanistisches Mittelalter kennen, in der Romanistik ein romanistisches Mittelalter, in der Kunstgeschichte ein kunsthistorisches Mittelalter und so weiter. Fächer wie die Islamwissenschaften, die Slavistik und die Byzantinistik sind in diesen Studiengängen oft erst gar nicht vertreten. Außerdem fehlt es in der Regel an einer institutionellen Basis für diese Studiengänge, die meist von verschiedenen universitären Instituten getragen werden, was letztlich bedeutet, dass sich niemand so richtig zuständig fühlt. Ko-disziplinäre Ansätze und Fragestellungen müssen die Studierenden selbst entwickeln, was in einem Raum des Mit- und Voneinanderlernens ja durchaus erwünscht ist, nur sollten sie damit nicht allein gelassen werden. Zu häufig scheitern die Studierenden mit ihren Ideen dann auch an der disziplinären Ausrichtung der jeweiligen Lehrveranstaltungen.

Es bräuchte also andere Strukturen, die einen weiteren Blick auf die Mittelalter ermöglichen – Mittelalter im Plural, aber eben nicht in disziplinären Schubladen gedacht. Dazu gehört auch die Erkenntnis, dass es nicht nur in Westeuropa Mittelalter gab. ›The Mediterranean Seminar‹, das von Forscher*innen verschiedener, meist US-amerikanischer Universitäten getragen wird, ist beispielsweise ein Projekt, das das Mittelmeer zum Ausgangspunkt seiner Betrachtungen macht, indem es gerade die Verflechtungen und gegenseitigen Einflüsse am

Knotenpunkt dreier Kontinente und zahlreicher Kulturen und Sprachen untersucht.⁹ Ko-Disziplinarität ist einem solchen Projekt von Anfang an strukturell und inhaltlich eingeschrieben.

In den letzten Jahren hat sich zudem – zumindest im englischsprachigen Raum – die Vorstellung von globalen Mittelaltern etabliert.¹⁰ Der Begriff geht auf Geraldine Heng zurück, Professorin für Anglistik und Vergleichende Literaturwissenschaft an der University of Texas in Austin. Sie hat Anfang des Jahrtausends eine Gruppe von Lehrenden aus verschiedenen Einrichtungen der Universität versammelt, »um fortgeschrittenen Studierenden eine eng miteinander verbundene Welt ohne irgendwelche Zentren vorzustellen, mit Blickrichtungen auf den Westen und in islamische Zivilisationen; Transsahara- und Nordafrika; Südasien und Indien; den eurasischen Kontinent sowie China und Ostasien«. ¹¹ Heng betont, wie wichtig es war, dass das Projekt in der Lehre begonnen hat:

Es wird kaum einen Lehrenden überraschen zu hören, dass das Klassenzimmer ein wichtiger Brutkasten für neue Konzepte und neue Projekte ist. Konfrontiert mit scharfsinnigen Studierenden, die begierig darauf sind, zu sehen, was eine andere Art von Pädagogik zu leisten vermag, werden die Improvisationen der Lehrenden schnell zu Strategien, und die Strategien beginnen, Pfade durch das intellektuelle Dickicht zu schlagen und einen Weg in die Zukunft zu bahnen.¹²

9 www.mediterraneanseminar.org.

10 www.globalmiddleages.org.

11 »To experiment with an alternative kind of learning, I assembled an instructional team of five faculty members from different departments, centers, and programs on campus, and two visiting faculty, to introduce to graduate students an interconnected, uncentered world, with points of viewing in the West and in Islamicate civilizations; trans-Saharan and North Africa; South Asia and India; the Eurasian continent; and China and East Asia.« (Geraldine Heng: *The Global Middle Ages*, S. 4)

12 »It will hardly surprise any educator to hear that the classroom is an important incubator of new concepts and new projects. Faced with keen-eyed students eager to see what a different kind of pedagogy can deliver, the improvisations

Natürlich haben auch diese und ähnliche Projekte die Strukturen der Universitäten nicht völlig umgestaltet; aber sie zeigen doch, was möglich ist, wenn man beginnt, die Ordnungen von Fächern und Fakultäten infrage zu stellen. Sie dezentrieren den Blick auf die Mittelalter, indem sie nicht länger die jeweilige nationale Literatur oder nationale Geschichte fokussieren, sondern Verbindungen, Kontaktzonen und gegenseitige Einflussnahmen betrachten. Die US-amerikanische Romanistin Sharon Kinoshita spricht davon, dass wir statt von Ursprüngen, Entwicklung und Ausbreitung lieber von Kontakt, Interaktion und Zirkulation ausgehen sollten.¹³ Die ersten drei Begriffe lassen sich deutlich einem romantischen Verständnis zuordnen, die zweiten drei Begriffe wären dann eher postromantisch.

Solche und andere Perspektiven könnte man auch dann als postromantisch bezeichnen, wenn sie nicht in direkter Auseinandersetzung mit der romantischen Tradition der Mittelalterforschung entstanden sind. Die Beschränkungen und Widersprüche, die die Romantik all jenen aufbürdet, die sich mehr oder weniger professionell mit dem Mittelalter beschäftigen, sind und bleiben eben deutlich spürbar. Eine postromantische Perspektive könnte es sich daher zur Aufgabe machen, auf solche Beschränkungen und Widersprüche aufmerksam zu machen, sich mit ihnen auseinanderzusetzen, sie zu überwinden oder zu umgehen oder sie produktiv für sich nutzbar zu machen – in der Forschung, in der Lehre, beim Übersetzen oder in jener Hotel-Lobby, in der wir die Mittelalter nicht einfach rezipieren, sondern mit ihnen und miteinander ins Gespräch kommen. Denn sie hören einfach nicht auf, die Mittelalter, und auch nicht die Romantik.

of instructors quickly devolve into strategies, and the strategies begin to plot pathways through intellectual thickets and carve a path into the future.« (Ebd.)

13 Sharon Kinoshita: *Locating the Medieval Mediterranean*, S. 39.

Literaturverzeichnis

Alle Webseiten wurden zuletzt im Mai 2023 aufgerufen.

- Aarsleff, Hans: Scholarship and Ideology. Joseph Bédier's Critique of Romantic Medievalism. In: Jerome J. McGann (Hg.): *Historical Studies and Literary Criticism*. Madison/London 1985, S. 93–125.
- Albin, Andrew/Mary C. Erler/Thomas O'Donnell et al. (Hg.): *Whose Middle Ages? Teachable Moments for an III-Used Past*. (Fordham Series in Medieval Studies) New York 2019.
- Bastert, Bernd: Lyrik als Rettung für ein gefährdetes Fach? 68 und die Folgen für die Altgermanistik. In: Peter Brandes/Armin Schäfer (Hg.): *Schreibweisen der Kritik. Eine Topographie von 1968*. Paderborn 2020, S. 145–163.
- Bauer, Gerhard/Gorch Pieken/Matthias Rogg (Hg.): *Blutige Romantik. 200 Jahre Befreiungskriege. Ausstellung im Militärhistorischen Museum der Bundeswehr, 6. September 2013–16. Februar 2014*. Bd. 2: *Essays*. (Forum MHM, Schriftenreihe des Militärhistorischen Museums der Bundeswehr 4, 2) Dresden 2013.
- Biddick, Kathleen: *The Shock of Medievalism*. Durham/London 1998.
- Brentano, Clemens: *Godwi*. In: Clemens Brentano: *Werke*. Bd. 2, hg. v. Friedhelm Kemp. 2. Aufl. München 1973.
- Büsching, Johann Gustav Gottlieb/Friedrich Heinrich von der Hagen (Hg.): *Sammlung deutscher Volkslieder, mit einem Anhang Flämischer und Französischer, nebst Melodien*. Berlin 1807.
- Bumke, Joachim: *Studien zum Ritterbegriff im 12. und 13. Jahrhundert*. 2. Aufl., mit einem Anhang. (Beihefte zum Euphorion 1) Heidelberg 1977.

- Bumke, Joachim: *Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter*. München 2008.
- Cantor, Norman F.: *Inventing the Middle Ages. The Lives, Works, and Ideas of the Great Medievalists of the Twentieth Century*. New York 1991.
- Cohen, Jeffrey Jerome (Hrsg.): *The Postcolonial Middle Ages. (The New Middle Ages)* New York 2000.
- Davis, Kathleen: *Periodization and Sovereignty. How Ideas of Feudalism and Secularization Govern the Politics of Time. (The Middle Ages Series)* Philadelphia 2008.
- Davis, Kathleen/Nadia Altschul (Hg.): *Medievalisms in the Postcolonial World. The Idea of 'the Middle Ages' Outside Europe. (Rethinking Theory)* Baltimore 2009.
- Dinshaw, Carolyn: *How Soon is Now? Medieval Texts, Amateur Readers, and the Queerness of Time*. Durham 2012.
- Dittmann, Wolfgang/Hubertus Fischer/Dieter Kartschoke et al.: *Reformierte Altgermanistik. Bericht über ein Grundstudienmodell am Germanischen Seminar der Freien Universität Berlin. (Pressedienst Wissenschaft, Informationen aus Lehre und Forschung an der FU Berlin 3/72)* o. O. 1972.
- Drews, Wolfram/Matthias Müller/Regina Toepfer (Hg.): *Mediävistik 2021. Positionen, Strategien, Visionen. (Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung. Zeitschrift des Mediävistenverbandes 26,1)* Heidelberg 2021.
- Eichendorff, Joseph von: *Wünschelrute*. In: *Sämtliche Werke des Freiherrn Joseph von Eichendorff. Bd. I/1: Gedichte. Erster Teil: Text*, hg. v. Harry Fröhlich/Ursula Regener. (Sämtliche Werke des Freiherrn Joseph von Eichendorff) Stuttgart/Berlin/Köln 1993.
- Eichendorff, Joseph von: *Tagebücher*. In: *Sämtliche Werke des Freiherrn Joseph von Eichendorff. Bd. XI/1: Tagebücher. Erster Teil: Text*, hg. v. Ursula Regener. (Sämtliche Werke des Freiherrn Joseph von Eichendorff) Tübingen 2006.
- Emery, Elizabeth/Richard Utz: *Making Medievalism. A Critical Overview*. In: Elizabeth Emery/Richard Utz (Hg.): *Medievalism. Key Critical Terms. (Medievalism 5)* Woodbridge 2014, S. 1–10.

- Fambach, Oscar: Ein Jahrhundert deutscher Literaturkritik (1750–1850). Ein Lesebuch und Studienwerk. Bd. V: Der romantische Rückfall in der Kritik der Zeit. Die wesentlichen und die umstrittenen Rezensionen aus der periodischen Literatur von 1806–1815, begleitet von den Stimmen der Umwelt. In Einzeldarstellungen. Berlin 1963.
- Frantzen, Allen J.: *Desire for Origins. New Language, Old English, and Teaching the Tradition*. New Brunswick/London 1990.
- Freyer, Hans: Diltheys System der Geisteswissenschaften und das Problem Geschichte und Soziologie. In: Kultur- und Universalgeschichte. Walter Goetz zu seinem 60. Geburtstage dargebracht von Fachgenossen, Freunden und Schülern. Leipzig/Berlin 1927, S. 485–500.
- Fuhrmann, Horst: *Überall ist Mittelalter. Von der Gegenwart einer vergangenen Zeit*. München 1996.
- Gabriele, Matthew: *Waging Guerrilla Warfare against the 19th Century*. In: Eileen A. Joy/Myra Seaman/Jeffrey Jerome Cohen (Hg.): *Burn After Reading*. New York/Washington 2014, S. 37–39.
- Gabriele, Matthew/Mary Rambaran-Olm: *The Middle Ages Have Been Misused by the Far Right. Here's Why It's So Important to Get Medieval History Right*. In: *Time*, 21. November 2019 [https://time.com/5734697/middle-ages-mistakes/].
- Gaunt, Simon: *Can the Middle Ages be Postcolonial?* In: *Comparative Literature* 61 (2009), S. 160–176.
- Goetz, Hans-Werner: *Die Aktualität des Mittelalters und die ›Modernität‹ der Mediävistik*. In: Hans-Werner Goetz/Jörg Jarnut (Hg.): *Mediävistik im 21. Jahrhundert. Stand und Perspektiven der internationalen und interdisziplinären Mittelalterforschung*. (MittelalterStudien des Instituts zur Interdisziplinären Erforschung des Mittelalters und seines Nachwirkens, Paderborn 1) München 2003, S. 11–18.
- Gottfried von Straßburg: *Tristan*. Bd 2: Übersetzung von Peter Knecht. Mit einer Einführung in das Werk von Tomas Tomasek. Berlin/New York 2004.
- Gravdal, Kathryn: *Ravishing Maidens. Writing Rape in Medieval French Literature and Law*. (New Cultural Studies Series) Philadelphia 1991.
- Zur Ausgabe des *Armen Heinrich*, herausgegeben von Jacob und Wilhelm Grimm → Hartmann von Aue: *Der arme Heinrich*.

- Groebner, Valentin: Das Mittelalter hört nicht auf. Über historisches Erzählen. München 2008.
- Groebner, Valentin: Arme Ritter. Moderne Mittelalterbegeisterungen und die Selbstbilder der Mediävistik. In: Thomas Martin Buck/Nicola Brauch (Hg.): Das Mittelalter zwischen Vorstellung und Wirklichkeit. Probleme, Perspektiven und Anstöße für die Unterrichtspraxis. Münster/New York/München et al. 2011, S. 335–345.
- Grollemond, Larisa/Bryan C. Keene: The Fantasy of the Middle Ages. An Epic Journey Through Imaginary Medieval Worlds. Los Angeles 2022.
- Grunewald, Eckhard: Friedrich Heinrich von der Hagen 1780–1856. Ein Beitrag zur Frühgeschichte der Germanistik. (Studia linguistica Germanica 23) Berlin/New York 1988.
- Zur Ausgabe des *Nibelungenlieds*, herausgegeben von Friedrich Heinrich von der Hagen → Der Nibelungen Lied.
- Häger, Hanna-Myriam: Epigonalität im Artusfilm und in der Artusfilmforschung? Zu zwei ›Literaturverfilmungen‹ und deren Kritiken. In: Cora Dietl/Christoph Schanze/Friedrich Wolfzettel (Hg.): Jenseits der Epigonalität. Selbst- und Fremdbewertungen im Artusroman und in der Artusforschung. (Schriften der Internationalen Artusgesellschaft 15) Berlin/Boston 2020.
- Hamann, Christof/Seraina Plotke: Iwein, der Löwenritter. Felicitas Hoppe auf den Spuren Hartmanns von Aue. In: Peer Trilcke (Hg.): Felicitas Hoppe. (Text + Kritik 207) München 2015, S. 17–24.
- Haraway, Donna: Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In: Elvira Scheich (Hg.): Vermittelte Weiblichkeit. Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie. Hamburg 1996, S. 217–248.
- Hartmann von Aue: Der arme Heinrich. Aus der Straßburgischen und Vatikanischen Handschrift. Hg. und erklärt durch die Brüder Grimm. Berlin 1815.
- [Hartmann von Aue]: Iwein. Eine Erzählung von Hartmann von Aue. Mit Anmerkungen v. G. F. Benecke. 2. Ausg. Berlin 1843.

- Hartmann von Aue: Gregorius. Der gute Sünder. Mittelhochdeutscher Text nach der Ausgabe von Friedrich Neumann. Übersetzung v. Burkhard Kippenberg. Ebenhausen bei München 1959.
- Hartmann von Aue: Iwein. Text der siebenten Ausg. von Georg Friedrich Benecke, Karl Lachmann und Ludwig Wolff. Übersetzung und Nachwort v. Thomas Cramer. 4., überarbeitete Aufl. Berlin/New York 2001.
- Headley, Maria Dahvana: Beowulf. A New Translation. New York 2020.
- Heckmann, Uwe (Bearb.): Schloß Heidelberg im Zeitalter der Romantik. Hg. v. Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg. (Schätze aus unseren Schlössern 3) Regensburg 1999.
- Heine, Heinrich: Die romantische Schule. In: Heinrich Heine: Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke (Düsseldorfer Ausgabe). Bd. 8/1: Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland. Die romantische Schule, hg. v. Manfred Windfuhr. Hamburg 1979.
- Heinzle, Joachim: Die Nibelungen. Lied und Sage. Darmstadt 2005.
- Helmschrott, Stefanie: Migranten in der Erzähldichtung des deutschen Mittelalters. Augsburg 2019 [urn:nbn:de:bvb:384-opus4-500374].
- Heng, Geraldine: Empire of Magic. Medieval Romance and the Politics of Cultural Fantasy. New York 2003.
- Heng, Geraldine: The Invention of Race in the European Middle Ages. Cambridge 2018.
- Heng, Geraldine: The Global Middle Ages. An Introduction. (Elements in the Global Middle Ages) Cambridge 2021.
- Herweg, Mathias/Stefan Keppler-Tasaki: Neue Wege der Mittelalterrezeption. Perspektiven für einen Arbeitskreis. In: Zeitschrift für Germanistik. Neue Folge, 18,2 (2008), S. 465–467.
- Herweg, Mathias/Stefan Keppler-Tasaki (Hg.): Rezeptionskulturen. Fünfhundert Jahre literarischer Mittelalterrezeption zwischen Kanon und Populärkultur. (Trends in Medieval Philology 27) Berlin/Boston 2012.
- Herweg, Mathias/Stefan Keppler-Tasaki (Hg.): Das Mittelalter des Historismus. Formen und Funktionen in Literatur und Kunst, Film und

- Technik. (Rezeptionskulturen in Literatur und Mediengeschichte 3) Würzburg 2015.
- Höltenschmidt, Edith: Die Mittelalter-Rezeption der Brüder Schlegel. Paderborn/München/Wien et al. 2000.
- Holsinger, Bruce: Neomedievalism, Neoconservatism, and the War on Terror. (Paradigm 29) Chicago 2007.
- Hoppe, Felicitas: Die Nibelungen. Ein deutscher Stummfilm. Frankfurt a.M. 2021.
- Hsy, Jonathan: Co-disciplinarity. In: Elizabeth Emery/Richard Utz (Hg.): Medievalism. Key Critical Terms. (Medievalism 5) Woodbridge 2014, S. 43–51.
- Hsy, Jonathan: Antiracist Medievalisms. From ›Yellow Peril‹ to Black Lives Matter. (Arc Medievalist) Leeds 2021.
- Ingham, Patricia Clare: Sovereign Fantasies. Arthurian Romance and the Making of Britain. (The Middle Ages Series) Philadelphia 2001.
- Ingham, Patricia Clare/Michelle R. Warren (Hg.): Postcolonial Moves. Medieval through Modern. New York/Basingstoke 2003.
- Jakob, Christian: Eine deutsche Besonderheit. In: taz, 18./19. Dezember 2021 [https://taz.de/Urspruenge-der-Impfskepsis!/5818070/].
- Jöckel, Wolf: Illusionäre Verbrüderung mit der Vergangenheit. Altdeutsche Literatur im gymnasialen Deutschunterricht. In: Heinz Ide/Hubert Ivo/Valentin Merkelbach et al. (Hg.): Ideologiekritik im Deutschunterricht. Analysen und Modelle. Frankfurt a.M./Berlin/München 1972 (Sonderband der Zeitschrift Diskussion Deutsch), S. 141–157.
- Jones, Chris/Conor Kostick/Klaus Oschema: Why Should we Care about the Middle Ages? Putting the Case for the Relevance of Studying Medieval Europe. In: Chris Jones/Conor Kostick/Klaus Oschema (Hg.): Making the Medieval Relevant. How Medieval Studies Contribute to Improving our Understanding of the Present. (Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung. Beihefte 6) Berlin/Boston 2020, S. 1–29.
- Joy, Eileen: On Natality and the As If: To My Friends With Love. In: In the Middle, 16. Mai 2010 [https://www.inthemedievalmiddle.com/2010/05/on-natality-and-as-if-to-my-friends.html].

- Kabir, Ananya Jahanara/Deanne Williams: *Postcolonial Approaches to the European Middle Ages*. (Cambridge Studies in Medieval Literature 54) Cambridge 2005.
- Kinoshita, Sharon: *Medieval Boundaries. Rethinking Difference in Old French Literature*. (The Middle Ages Series) Philadelphia 2006.
- Kinoshita, Sharon: *Locating the Medieval Mediterranean*. In: Julian Weiss/Sarah Salih (Hg.): *Locating the Middle Ages: The Spaces and Places of Medieval Culture*. (King's College London Medieval Studies 23) London 2012, S. 39–52.
- Klein, Dorothea (Hg.): »Überall ist Mittelalter«. *Zur Aktualität einer vergangenen Epoche*. (Würzburger Ringvorlesungen 11) Würzburg 2015.
- Zu den Ausgaben von *Parzival* und *Tristan*, übersetzt von Peter Knecht → Wolfram von Eschenbach: *Parzival* und Gottfried von Straßburg: *Tristan*.
- Der Pfaffe Konrad: *Das Rolandslied*. Hg., übersetzt und kommentiert v. Dieter Kartschoke. Stuttgart 1993.
- Körner, Josef: *Nibelungenforschungen der Deutschen Romantik*. (Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte 9) Darmstadt 1968 [Leipzig 1911].
- Kontje, Todd Curtis: *German Orientalisms*. Ann Arbor 2004.
- Kozielek, Gerard: *Einleitung*. In: Gerard Kozielek (Hg.): *Mittelalterrezeption. Texte zur Aufnahme altdeutscher Literatur in der Romantik, eingeleitet und mit einer weiterführenden Bibliographie versehen v. Gerard Kozielek*. (Deutsche Texte 47) Tübingen 1977.
- Kraß, Andreas: *Bluthochzeit. Sadomasochistische Konstellationen im Armen Heinrich Hartmanns von Aue*. In: Alexander Honold/Anton Bierl/Valentina Luppi (Hg.): *Ästhetik des Opfers. Zeichen/Handlungen in Ritual und Spiel*. München 2012, S. 163–181.
- Krohn, Rüdiger: *A Tale of Sacrifice and Love: Literary Way Stations of the Arme Heinrich from the Brothers Grimm to Tankred Dorst*. In: Francis G. Gentry (Hg.): *A Companion to the Works of Hartmann von Aue*. (Studies in German Literature, Linguistics, and Culture) Rochester/Woodbridge 2005, S. 223–253.

- Lampert-Weissig, Lisa: *Medieval Literature and Postcolonial Studies. (Postcolonial Literary Studies)* Edinburgh 2010.
- Lück, Christian: *Die Deutschen und das Recht. Zur politischen Idee der Germanistik 1806–1848. (Literatur und Recht 7)* Paderborn 2022.
- de Man, Paul: *Wordsworth und Hölderlin. In: Schweizer Monatshefte 45 (1965/1966), S. 1141–1155.*
- Marquardt, Tristan/Jan Wagner (Hg.): *Unmögliche Liebe. Die Kunst des Minnesangs in neuen Übertragungen.* München 2017.
- Matthews, David: *From Mediaeval to Mediaevalism. A New Semantic History. In: The Review of English Studies 62 (2011), S. 695–715.*
- Matthews, David: *Medievalism. A Critical History. (Medievalism 6)* Woodbridge 2015.
- Matuschek, Stefan: *Der gedichtete Himmel. Eine Geschichte der Romantik.* München 2021.
- Matuschek, Stefan: *Der Romantik-Popanz. In: Zeit Online, 28.12.2021 [https://www.zeit.de/kultur/2021-12/impfgegner-deutsche-romantik-verklaerung/komplettansicht].*
- Mertens, Volker: *Bodmer und die Folgen. In: Gerd Althoff (Hg.): Die Deutschen und ihr Mittelalter. Themen und Funktionen moderner Geschichtsbilder vom Mittelalter. (Ausblicke)* Darmstadt 1992, S. 55–80.
- Mertens, Volker: *Kreatives Übersetzen mittelhochdeutscher Lyrik. Ein Werkstatt-Bericht über angewandte Rezeptionsästhetik. In: Mark Chinca/Joachim Heinze/Christopher Young (Hg.): Blütezeit. Festschrift für L. Peter Johnson zum 70. Geburtstag.* Tübingen 2000, S. 141–158.
- Mertens, Volker/Carmen Stange: *Der *Arme Heinrich* – tot oder lebendig? Was können Übersetzungen leisten? In: Volker Mertens/Carmen Stange (Hg.): Bilder vom Mittelalter. Eine Berliner Ringvorlesung. (Aventiuren)* Göttingen 2007, S. 181–208.
- Meves, Uwe: *Karl Lachmann (1793–1851). In: Christoph König/Hans-Harald Müller/Werner Röcke (Hg.): Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Porträts.* Berlin/New York 2000, S. 20–32.
- Min, Mariah Junglan: *Judas Hermeneutics: Literary Character and Reading in Revolt. In: postmedieval 11 (2020), S. 476–483.*

- Art. ›mittelältler, m.<. In: Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, digitalisierte Fassung im Wörterbuchnetz des Trier Center for Digital Humanities [<https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=M06042>].
- Müller, Jan-Dirk: Das Nibelungenlied. 4. Aufl. (Klassiker-Lektüren 5) Berlin 2015.
- Müller, Ulrich: Formen der Mittelalter-Rezeption. Teil II. Einleitung. In: Peter Wapnewski (Hg.): Mittelalter-Rezeption. Ein Symposium. Stuttgart 1986, S. 507–510.
- Muñoz, José Esteban: Disidentifications. Queers of Color and the Performance of Politics. (Cultural Studies of the Americas 2) Minneapolis 1999.
- Der Nibelungen Lied. Hg. v. Friedrich Heinrich von der Hagen. Berlin 1807.
- Das Nibelungenlied. Uebersetzt von Karl Simrock. Erster Theil. Berlin 1827.
- Novalis: Europa. In: Schriften. Die Werke Friedrich von Hardenbergs. Bd. 3: Das philosophische Werk II, hg. v. Richard Samuel in Zusammenarbeit mit Hans-Joachim Mähl und Gerhard Schulz. 3., von den Herausgebern durchgesehene und revidierte Aufl. Stuttgart/Berlin/Köln 1983.
- Oexle, Otto Gerhard: Das entzweite Mittelalter. In: Gerd Althoff (Hg.): Die Deutschen und ihr Mittelalter. Themen und Funktionen moderner Geschichtsbilder vom Mittelalter. Darmstadt 1992, S. 7–28.
- Opitz, Stephan (Hg.): Peter Rühmkorf. Des Reiches genialste Schand-schnauze. Texte und Briefe zu Walther von der Vogelweide. Göttingen 2017.
- Ott, Michael R.: Postkoloniale Lektüren hochmittelalterlicher Texte. 2012 [urn:nbn:de:hebis:30:3-247905].
- Paul, Hermann: Geschichte der germanischen Philologie. In: Hermann Paul (Hg.): Grundriß der germanischen Philologie. Bd. 1. 2. Aufl. Straßburg 1896, S. 9–158.
- Peters, Ursula: Postkoloniale Mediävistik? Überlegungen zu einer kulturwissenschaftlichen Spielart der Mittelalter-Philologie. In: Scientia Poetica 14 (2010), S. 205–237.

- Pfaff, Richard W.: Rez. zu: Norman F. Cantor: *Inventing the Middle Ages. The Lives, Works, and Ideas of the Great Medievalists of the Twentieth Century*. In: *Speculum* 68,1 (1993), S. 122–125.
- Pollock, Sheldon: *Ex Oriente Nox. Indologie im nationalsozialistischen Staat*. In: Sebastian Conrad/Shalini Randeria/Regina Röhnhild (Hg.): *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*. 2. Aufl. Frankfurt a.M./New York 2013, S. 163–196.
- Poser, Rachel: *He Wants to Save Classics From Whiteness. Can the Field Survive?* In: *The New York Times Magazine*, 2. Februar 2021 [<https://www.nytimes.com/2021/02/02/magazine/classics-greece-rome-whiteness.html>].
- Rajabzadeh, Shokoofeh: *The Depoliticized Saracen and Muslim Erasure*. In: *Literature Compass* 16,9–10 (2019), S. 1–8.
- Rambaran-Olm, Mary: *Anglo-Saxon Studies [Early English Studies], Academia and White Supremacy*. In: *Medium*, 27. Januar 2018 [<https://mrambaranolm.medium.com/anglo-saxon-studies-academia-and-white-supremacy-17c87b360bf3>].
- Rancière, Jacques: *Aisthesis. Vierzehn Szenen*. Wien 2013.
- Rautenberg, Ursula: *Das Volksbuch vom armen Heinrich. Studien zur Rezeption Hartmanns von Aue im 19. Jahrhundert und zur Wirkungsgeschichte der Übersetzung Wilhelm Grimms*. (Philologische Studien und Quellen 113) Berlin 1985.
- Röcke, Werner: »Erneuerung« des Mittelalters oder Dilettantismus? Friedrich Heinrich von der Hagen (1780–1856) und die Anfänge der Berliner Germanistik. In: *Zeitschrift für Germanistik. Neue Folge*, 20,1 (2010), S. 48–63.
- Rühmkorf, Peter: *Walther von der Vogelweide, Klopstock und ich. Reinbek bei Hamburg* 1975.
- Schäfer-Hartmann, Günter: *Literaturgeschichte als wahre Geschichte. Mittelalterrezeption in der deutschen Literaturgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts und politische Instrumentalisierung des Mittelalters durch Preußen*. (Medien – Literaturen – Sprachen in Anglistik, Amerikanistik, Germanistik und Romanistik 9) Frankfurt a.M./Berlin/Bern et al. 2009.

- Scherer, Stefan: Populäre Künstlichkeit. Tiecks *Minnelieder*-Anthologie im Kontext der Popularisierungsdebatte um 1800. In: Mathias Herweg/Stefan Keppler-Tasaki (Hg.): Rezeptionskulturen. Fünfhundert Jahre literarischer Mittelalterrezeption zwischen Kanon und Populärkultur. (Trends in Medieval Philology 27) Berlin/Boston 2012, S. 89–111.
- Schlechter, Armin: Die Romantik in Heidelberg. Brentano, Arnim und Görres am Neckar. Heidelberg 2007.
- Schlegel, Friedrich von: Die altdeutsche Literatur. In: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Bd. 11/2: Schriften aus dem Nachlaß. Wissenschaft der europäischen Literatur. Vorlesungen, Aufsätze und Fragmente aus der Zeit von 1795–1804. Mit Einleitung und Kommentar hg. v. Ernst Behler. Paderborn/München/Wien 1958.
- Schmidt, Johannes/Nils Gelker (Hg.): Germanistik als Patient. Zwischen Lehrerbildung und Elfenbeinturm. (Werke, Welten, Wissen 13) Hannover 2015.
- Schubart, Christian Friedrich Daniel: Leben und Gesinnung. Von ihm selbst, im Kerker aufgesetzt. Erster Theil. Stuttgart 1791.
- Scott, Anthony O.: The Once and Future Fury: These Knights Go for the Jugular. In: The New York Times, 7. Juli 2004 [<https://www.nytimes.com/2004/07/07/movies/film-review-the-once-and-future-fury-these-knights-go-for-the-jugular.html>].
- Shippey, Tom: Fuqua's King Arthur. More Myth-making in America. In: Exemplaria 19 (2007), S. 310–326.
- Zur Ausgabe des *Nibelungenlieds*, übersetzt von Karl Simrock → Das Nibelungenlied.
- Strack, Friedrich: Zukunft in der Vergangenheit? Zur Wiederbelebung des Mittelalters in der Romantik. In: Friedrich Strack (Hg.): Heidelberg im säkularen Umbruch. Traditionsbewußtsein und Kulturpolitik um 1800. (Deutscher Idealismus 12) Stuttgart 1987, S. 252–281.
- Thomas, Carla María: The Medieval Literature Survey Reimagined. Intersectional and Inclusive Praxis in a US College Classroom. In: Catherine E. Karkov/Vincent W. J. van Gerveren Oei (Hg.): Disturbing Times: Medieval Pasts, Reimagined Futures. Santa Barbara 2020, S. 351–384.

- Tieck, Ludwig: Minnelieder aus dem Schwäbischen Zeitalter. Berlin 1803.
- Tylor, Edward B.: Primitive Culture. Researches Into the Development of Mythology, Philosophy, Religion, Art and Custom. Bd. 2. London 1871.
- Tylor, Edward B.: Die Anfänge der Cultur. Untersuchungen über die Entwicklung der Mythologie, Philosophie, Religion, Kunst und Sitte. Unter Mitwirkung des Verfassers ins Deutsche übertragen v. J. W. Spengel und Fr. Poske. Bd. 2. Hildesheim 2005 [Leipzig 1873].
- Uerlings, Herbert: Einleitung. In: Herbert Uerlings (Hg.): Theorie der Romantik. 6. Aufl. Stuttgart 2020, S. 9–42.
- Utz, Richard: Resistance to (The New) Medievalism? Comparative Deliberations on (National) Philology, *Mediävialismus*, and *Mittelalter-Rezeption* in Germany and North America. In: Roger Dahood (Hg.): The Future of the Middle Ages and the Renaissance: Problems, Trends, and Opportunities for Research. (Arizona Studies in the Middle Ages and the Renaissance 2) Turnhout 1998, S. 151–170.
- Utz, Richard: Coming to Terms with Medievalism. In: European Journal of English Studies 15,2 (2011), S. 101–113.
- Utz, Richard: Medievalism. A Manifesto. (Past Imperfect) Leeds 2017.
- Wapnewski, Peter: Mit dem anderen Auge. Erinnerungen 1922–2000. Berlin 2006.
- Weigel, Harald: »Nur was du nie gesehn wird ewig dauern.« Carl Lachmann und die Entstehung der wissenschaftlichen Edition. (Rombach Wissenschaft, Reihe Litterae) Freiburg 1989.
- William-Olsson, Magnus/Monika Rinck: Homullus absconditus [Hypno-Homullus], unter Hypnose aus dem Schwedischen übersetzt und hg. v. Monika Rinck. (roughbook, 039) Tübingen/Berlin/Hombroich et al. 2016.
- Wolfram von Eschenbach: Parzival. Prosaübersetzung aus dem Mittelhochdeutschen v. Peter Knecht. Mit einem Brief des Übersetzers an den Lektor. (Die andere Bibliothek 100) Frankfurt a.M. 1993.
- Wollenberg, Daniel: Medieval Imagery in Today's Politics. (Past Imperfect) Leeds 2018.

Nachwort

von *Racha Kirakosian*

»Die Sprache ist das unverkennbare Band, welches alle Glieder einer Nation zu einer geistigen Gemeinschaft verknüpft [...].«¹ So fasste der preußische Statistiker Richard Böckh 1866 die intrinsische Verbindung von Sprache und Volk zusammen. Einer gelebten Sprachpraxis wurde also ein ›geistiger‹ Wert beigemessen, der Menschen über die Sprache hinaus miteinander vereint. Der Gedanke einer Sprachnation wurde in Preußen unter der Ägide Böckhs sogar amtlich fassbar, indem er die verschiedenen Nationen des preußischen Staates nach der jeweiligen Muttersprache klassifizierte.

Eine solche Instrumentalisierung von Sprache und Sprachgeschichte auf der politischen Bühne war nicht auf deutschsprachige Staaten beschränkt. Das Fach Germanistik konsolidierte sich in Zeiten der Nationalisierung, also des Bestrebens nach einem einheitlicheren Deutschland, und gelangte überdies speziell wegen der starken textphilologischen Ausrichtung im mediävistischen Bereich zu Ruhm. Die deutsche Sprache als vereinigendes Element wurde indes zu allen Zeiten, in denen die Frage nach einer deutschen Nation virulent wurde, als Argument in die Waagschale geworfen, gewöhnlich, um die kollektive Abstammung einer vornehmlich territorial zu umreisenden Gemeinschaft zu evozieren. Dass auch eine Sprache ihre Geschichte hat, spielt gut in diese Argumentationslinie hinein, denn daraus lässt sich schnell

1 Richard Böckh: Die statistische Bedeutung der Volkssprache als Kennzeichen der Nationalität. In: Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft 4 (1866), S. 259–402, hier S. 304.

ableiten, dass auch die, die diese Sprache sprechen, eine gemeinsame Geschichte haben.

Die sprachpolitische deutsche Geschichte ist seit jeher komplex. Aus dem Flickenteppich des Heiligen Römischen Reichs im späten Mittelalter wurde in den Folgejahrhunderten eine nicht minder partikulär und dynamisch geprägte Landschaft, die von einzelnen Herrschaftsbereichen zwar zeitweise dominiert wurde, die aber mit Ausnahme der gemeinsamen Mehrheitssprache keineswegs als einheitlich beschrieben werden kann. Minderheitensprachen wie das Dänische oder Sorbische hat es immer gegeben; aber die vermeintlich gemeinsame Zunge, das Deutsche, wurde im 18. und 19. Jahrhundert mit Aufrufen durchaus auch aus dem kulturellen Bereich – wie zum Beispiel Lessings Forderung nach einem Deutschen Theater, das heißt einer sprachbasierten Theatertradition, die sich deutsch nennen ließe – zunehmend für außersprachliche Zwecke funktionalisiert. Die Vorstellung einer deutschen Kulturnation war, auch wenn das nicht immer auf der Oberfläche augenscheinlich der Fall gewesen zu sein scheint, an territoriale Sprachgrenzen geknüpft. Historisch lässt sich das zum einen mit den Positionen der Verfechter der Märzrevolution und zum anderen mit den politischen Reden in der Zeit während der deutsch-deutschen Trennung illustrieren.

In der Paulskirche spielte die Idee der Sprachnation sowohl im Lager der *großdeutschen Lösung* als auch im Gegenlager der *Kleindeutschen* eine wichtige Rolle, ging es doch bei beiden um eine Vereinigung unterschiedlicher Herrschaftsbereiche (bei der *kleindeutschen Lösung* unter Ausschluss Österreichs) unter einem gemeinsamen Nenner, dem der Sprache.² Die Idee dahinter lautete: »ein volk ist der inbegriff von menschen, welche dieselbe sprache reden.«³ Diese sprachorientierte

2 Siehe dazu Ulrich Ammon: Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin 1995, S. 120.

3 Jacob Grimm: Über die wechselseitigen Beziehungen und die Verbindung der drei in der Versammlung vertretenen Wissenschaften (1846). In: Jacob und Wilhelm Grimm: Über das Deutsche. Schriften zur Zeit-, Rechts-, Sprach- und Literaturgeschichte. Hg. und mit einem Nachwort versehen von Ruth Reither, Anmerkungen und Personenregister unter Mitarbeit von Bärbel Gollmer. Leipzig 1986, S. 128–136, hier S. 128f. Für eine Betrachtung dieser grimmischen

Definition von Volk schwebte Jacob Grimm bei den Germanistentagen von 1846 und 1847 vor – Versammlungen, die wesentliche Wegbereiter der Frankfurter Nationalversammlung waren. Grimm stand beiden Germanistentagen – gewissermaßen seine Mitgliedschaft in der Paulskirche vorzeichnend – vor.

Mehr als ein Jahrhundert darauf fungierte die gemeinsame Sprache erneut als Schlüsselfaktor einer gesamtdeutschen Heimatpolitik. So mahnte Willy Brandt in seiner Regierungserklärung am 28. Oktober 1969 bezüglich der »Einheit der Nation« und des »Verhältnis[ses] zwischen den Teilen Deutschlands« an: »Die Deutschen sind nicht nur durch ihre Sprache und ihre Geschichte – mit ihrem Glanz und Elend – verbunden; wir sind alle in Deutschland zu Hause.«⁴ Und 18 Jahre darauf, zwei Jahre vor der Wende, betonte auch Helmut Kohl beim Staatsbesuch des SED-Generalsekretärs Erich Honecker in Bonn am 7. September 1987 das »Bewußtsein für die Einheit der Nation«: »Diese Einheit findet Ausdruck in gemeinsamer Sprache, im gemeinsamen kulturellen Erbe, in einer langen, fortdauernden gemeinsamen Geschichte.«⁵

Auf die Fachgeschichte der Germanistik wirkten sich derartige politische Stimmen und Stimmungen prägend aus – das zeigen Michael R. Ott und Helge Perplies in ihrer Streitschrift anschaulich vor allem an Material aus der Epoche der Romantik.

»Wir werden die Romantik nicht mehr los.« So beginnt der Essay *Das romantische Mittelalter der Germanistik* zur aktuellen Lage der Germanistik mit besonderer Berücksichtigung ihrer mediävistischen Forschungsgeschichte, welche Ott und Perplies mit scharfer Beobachtungsgabe und

Definition aus Sicht eines Germanisten zu Zeiten der DDR siehe Rudolf Grosse: »Volk« und »Nation« bei Grimm und seinen Nachfolgern. In: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 38 (1985), S. 481–488.

- 4 Wolfgang Marienfeld: Das Deutschlandproblem in seiner geschichtlichen Entwicklung. 2., überarb. Aufl. Osnabrück 1985, Dokument 16, S. 131.
- 5 Offizieller Besuch des Generalsekretärs des Zentralkomitees der SED: Empfangsrede von Bundeskanzler Kohl. In: Hans-Hermann Hertle et al. (Hg.): Der Staatsbesuch. Honecker in Bonn: Dokumente zur deutsch-deutschen Konstellation des Jahres 1987. Berlin 1991, S. CXV–CXVII, hier S. CXV.

in einem bewundernswert zugänglichen Stil untersuchen. Die Autoren enden nach einem Bogen, der bei den Anfängen des Fachs im 18. und 19. Jahrhundert beginnt, über die Nachkriegszeit geht und bis hin zu zeitgenössischen Fragen führt, mit einem Aufruf, selbstkritisch postromantische Tendenzen wahr- und aufzunehmen, um die Germanistik nachhaltig zu verändern – und das im Sinne kulturwissenschaftlicher Impulse des 21. Jahrhunderts, die auf mehr Diversität setzen.

In diesem phänomenal klugen Aufriss der Fachgeschichte kommen Details keineswegs zu kurz. Um dem Narrativ einer wissenschaftlich fundierten Nationalphilologie in all ihren schillernden Facetten folgen zu können, stürzen Ott und Perplies immer wieder vom Adlerflug in die Tiefe hinab und konzentrieren sich analytisch auf Wendezeiten und Schlüsselmomente; etwa wenn genauestens dargelegt wird, welcher Stellenwert Übersetzungen aus mittelalterlichen Texten ins Neuhochdeutsche einst zukam und nach wie vor zukommt und welche Mechanismen kultureller Aneignungen dabei eigentlich zum Einsatz kommen. Wenn ein Ludwig Tieck kreativ Zeilen aus dem Minnesang übertrug und umdichtete oder die Brüder Grimm im Zeichen napoleonischer Kriege den *Armen Heinrich* Hartmanns von Aue besonders prosaisch, also volksnah, übersetzten, waren zwar die Intentionen und Effekte jeweils unterschiedlich. Beide Unternehmungen wie auch weitere Übersetzungen, nicht zuletzt des *Nibelungenlieds*, waren aber nicht unwesentlich für die Entwicklung des Fachs und für das Selbstverständnis der Germanistik, die – so zeigen Ott und Perplies – ihre Daseinsberechtigung in der akademischen Landschaft nicht unabhängig von politischen Kontexten herausbildete.

Dass sich in den modernen Universitäten wissenschaftliche Diskurse, milieuartige Gepflogenheiten, Kanons und methodische Zugänge nicht kontextlos entwickelten, das war sicherlich auch in anderen Fächern und auch jenseits der Sprachgrenzen der Fall; schließlich ließe sich das gesamte Wissenschaftssystem samt seinen Untergliederungen und Verästelungen im Hinblick auf politische und ideologische Beeinflussungen auf den Prüfstein stellen. Aber genau das wird selten getan. Allein aus dieser historisch-kritischen, ja historisierenden Sicht ist das

vorliegende Buch ein gelungener Versuch, die Aufmerksamkeit auf die Genese und Entwicklung des Fachs zu lenken.

Hier bleiben Ott und Perplies aber nicht stehen: Mit dem Wissen über die Disziplingeschichte bestens ausgestattet, wenden sie sich der aktuellen Situation der Germanistik zu und nehmen dabei Schief lagen unter die Lupe. Warum gehen Studierendenzahlen trotz vermehrten Bedarfs an Deutschlehrkräften, die an Schulen wie für den Spracherwerb von Zuwander*innen benötigt werden, seit Jahren drastisch zurück? Wieso scheinen sich immer weniger Menschen für eine wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Mittelalter zu interessieren, und das bei einem anhaltenden Boom des Mittelaltersujets in den Unterhaltungs- und Merchandisebranchen?

Gerade das Thema Mediäv alismus weist eine besonders verfahrenere Sachlage auf. In den langen 1980ern wurde eine »Welle der germanistischen Mittelalterrezeption« (S. 48) mit Enthusiasmus in der Forschungswelt begrüßt. Wie Wellen das so an sich haben, ebte diese aber wieder ab. Vielleicht aus guten Gründen? Die Idealisierung des Mittelalters in Populärmedien war ganz im romantischen Stil mit Wünschen und Vorstellungen nach einer irgendwie intakt imaginierten Vergangenheit verbunden, mit dem Bedürfnis nach einem Gemeinschaftsgefühl, das die eigene Zeit transzendierte und in sinnstiftende Ursprünge zurückreichte. Ein besonders emblematisches Beispiel für diesen Prozess bildet die Stuttgarter Staufer-Ausstellung von 1977, die mittlerweile wie ihre Namensgeber legendär geworden ist. Werbetechnisch versprach die Ausstellung viel und der Ansturm übertraf die erwarteten Besucher*innenzahlen um ein Mehrfaches. Mit dem Mittelalter lässt sich gut Tourismus betreiben, das hat Valentin Groebner schön herausgearbeitet, dessen Forschungen zum Mediäv alismus für die Studie von Ott und Perplies eine wichtige Folie bilden.⁶ Die große Staufer-Ausstellung ist nur eines von vielen Beispielen der Mittelalterfaszination, wie sie beinahe flächendeckend in der Bevölkerung vorkommt.

6 Zur Tourismus-Idee siehe insbesondere Valentin Groebner: Touristischer Geschichtsgebrauch. Über einige Merkmale neuer Vergangenheiten im 20. und 21. Jahrhundert. In: Historische Zeitschrift 296 (2013), S. 408–428.

Trotzdem lässt sich seit knapp 30 Jahren eine kühle Distanz der Mediävist*innen zum populären Bild des Mittelalters feststellen. Dieses ist im Vergleich zu konservativen (im Sinne von anhaltenden und etablierten) Themen nur selten Forschungsgegenstand. Forscher*innen treten spätestens seit den späten 1990ern dem Phänomen der Wiederbelebung des Mittelalters reserviert gegenüber. Auch das hat sicherlich politische Motive, denn die Revivals sind nur selten durchweg frei von ideologischen Prämissen.

Heute sehen wir, anders als von Expert*innen einst prognostiziert, kein Abflauen des Mittelalterbooms. Fantasy-Literatur und Fantasy-Serien wie Videospiele und Reenactment-Events bewegen sich auf einem Dauerhoch, und zwar international. Die Forschung hinkt hinterher, allmählich wacht sie auf und wendet sich diesen Themen mit kritischem Blick zu. Wenn Studierende in der Einführung zum *Nibelungenlied* entzückt aufschreien: »Das ist ja wie *Game of Thrones!*« und man als Lehrende*r die Referenz nicht versteht, dann liegt etwas im Argen. Die Zurückhaltung, wenn nicht Abscheu der Forschenden, sich mit dem (in der Regel fantastischen) Mittelalterbild der Populärmedien zu beschäftigen, wenigstens aber rudimentär familiär zu machen, führt zu einer Diskrepanz zwischen dem, was an der Universität gelehrt wird, und dem, was weithin mit dem Mittelalter assoziiert wird.

Die Situation bleibt komplex. Wer die Ausführungen von Ott und Perplies aufmerksam liest, merkt: Im Grunde leidet die Germanistik unter einem zwiespältigen Verhältnis zum Mittelalter. Zum einen war anfangs der Blick auf das Mittelalter wegweisend, legitimatorisch motiviert von der Suche nach einem Ursprungsmythos der Nationalphilologie. Diese Rückwärtsgewandtheit ermöglichte die Hervorhebung der Sprache als Gemeinschaftsfaktor. Textphilologie avancierte zum Motor einer quantifizierbaren, quasi-empirischen Wissenschaft. Das nationalisierte Mittelalterbild war indes durchtränkt von ideologischen Motiven, weswegen eine Distanzierung vom Mittelalter in Zeiten, in denen Identitätsstiftung durch Sprache und Literatur problematisch wurde, fast schon geboten war. Das war im Nachkriegsdeutschland der Fall und ist es auch wieder verstärkt seit der Wiedervereinigung.

Das vorherrschende Desinteresse von Akademiker*innen an populären Mittelalterbildern hat in den letzten Jahren zu einer Art Vakuum geführt. Wie wird man sich diesem Vakuum nun zuwenden? Denn dass die Wissenschaft sich vermehrt mit ›Critical Medievalism‹, der wissenschaftlichen Beschäftigung mit neomedievalen Phänomenen, wird auseinandersetzen müssen, steht außer Zweifel.⁷

Vielleicht liegt die Lösung für die verworrene Lage bei dem, was Ott und Perplies in Anlehnung an José Esteban Muñoz und Mariah Junglan Min »Disidentifikation« nennen. Das heißt konkret: Nicht jede*r Studierende der Mediävistik sollte sich mit einem Romanhelden Hartmanns von Aue oder Wolframs von Eschenbach identifizieren können bzw. müssen. Stattdessen sei der jeweilige Hintergrund der Studierenden von Signifikanz bei der Erforschung der Primärquellen: »Eine postromantische Perspektive könnte daher danach fragen, welche Blicke auf das Mittelalter – oder, etwas zugespitzt: welche Mittelalter – die Studierenden in ihren jeweils individuellen Biografien mitbringen« (S. 153). Dieser Ansatz ist insofern neu, als es bei der postromantischen Perspektive nicht um das geläufige »Man holt die Studierenden dort ab, wo sie stehen« geht; sie sollen eben nicht an ›das richtige Mittelalter‹ herangeführt werden. Stattdessen werden sie aufgefordert, selbstbewusst ihre eigenen Deutungsansätze zu formulieren. Die Neuorientierung und das Aufbrechen der als bekannt geglaubten Figuren und Themen in der mittelalterlichen Literatur könne nur einen Gewinn bedeuten. Ohne es so zu benennen, wird ersichtlich, dass Ott und Perplies ein integratives Potenzial der mittelalterlichen Texte für die heutige Gesellschaft erkennen. Insbesondere feministische und postkoloniale Perspektiven könnten dazu beitragen, die Aktualität und Relevanz der Mittelalterstudien stärker in den Fokus zu rücken. Aus doppeltem Grund wäre das tatsächlich wünschenswert: zum einen, weil auf diese Weise verzerrenden und zum Teil von rassistischen Vorstellungen der Gegenwart gefärbten Mittelalterbildern mit fundiertem Wissen entgegengetreten werden kann; zum anderen, weil es immer noch eine Unmenge an

7 Zum Begriff ›Critical Medievalism‹ siehe Racha Kirakosian: The Real Game of Thrones? Mythical Dimensions of Medieval Tales. In: Bohemia 61 (2021), S. 6–34.

Texten gibt, die in dieser Hinsicht und überhaupt grundsätzlich (neu) aufgearbeitet werden müssen.

Dass multiple und diverse Zugänge zum historischen Material erst einmal willkommen sind, heißt zugleich noch lange nicht, dass jede Ansicht und Zuschreibung auch wissenschaftlich valide ist. Vereinnahmungen sind unwissenschaftlich, stattdessen sollten die eigenen Vorannahmen und etwaige kulturelle Prämissen offengelegt und reflektiert werden. Das ist die Quintessenz universitärer Denkprozesse: dass Wissen selbstreflexiv und kritisch generiert wird. Dazu gehört das Verständnis, dass jeder Blick in die Vergangenheit von Narrativen und Mustern begleitet ist. Es kann dementsprechend nicht nur *ein* Mittelalter geben.

Perplies und Ott plädieren folgerichtig für einen diverseren Zugang zum Mittelalter. Ihr Fluchtpunkt der Geschichte der Germanistik liegt geografisch in der gegenwärtigen Bundesrepublik, und ihr Blick auf das 20. Jahrhundert ist ein westdeutscher. Dieser Perspektivenschwerpunkt stellt keinen Nachteil dar, denn dieser Prämissen sind sich die Autoren durchaus bewusst, sodass ihre Ausführungen exemplarisch dafür sind, wie eine selbstkritische Auseinandersetzung mit der eigenen Fachsozialisation aussehen kann. Obwohl meine eigene Ausbildung in diesem Sinne westlich geprägt ist, möchte ich trotz dieses Vorbehalts versuchen, die Überlegungen in diesem Buch um eine »ostdeutsche Perspektive« zu ergänzen. Inspiriert von ihrem Ansatz, gehe ich damit im Prinzip dem Aufruf von Perplies und Ott nach, die Geschichte der Disziplin vor dem Hintergrund kulturpolitischer Entwicklungen zu beleuchten, um verschiedene Facetten, die für die akademische Ausrichtung des Fachs entscheidend waren, durchscheinen zu lassen.

Ganz abgesehen von der europäischen Situation in anderen deutschsprachigen Ländern und der sogenannten Auslandsgermanistik, die beinahe genauso alt ist wie die inländische (damit ist an dieser Stelle die deutsche gemeint), verkompliziert allein schon eine gesamtdeutsche Berücksichtigung das Bild der Disziplingeschichte. Bereits mit dem Fokus auf die sogenannte Altgermanistik zeigt sich eine wissenschaftsgeschichtliche Divergenz des Fachs im Vergleich zwischen Osten und Westen, was nicht erstaunt angesichts der gesamtgesellschaftlichen

Lage, der abweichenden »Vergangenheitspolitik« (Norbert Frei) und des ideologisch aufgeladenen Rückgriffs auf eine wie auch immer geartete vornationale Vormoderne. Doch bleibt die existierende Forschung zur DDR-Germanistik recht übersichtlich; eine weitere Erforschung ist ein Desiderat.⁸ Was unterdessen der Germanist Rudolf Bentzinger, der bis zum Mauerfall an der Akademie der Wissenschaften der DDR und anschließend an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften tätig war, demonstrieren konnte, weist auf eine rege Ost-Mediävistik hin, die trotz starker vom System aufoktrozierter Einschränkungen zu großen Verdiensten kam.⁹

War noch bis zum Mauerbau die Germanistik relativ frei und vom Regime gar favorisiert (zum Beispiel trug die 3. Hochschulkonferenz der SED den Titel »Perspektiven der Germanistik«), folgte auf eine Fluchtwelle namhafter Germanisten*innen, darunter Werner Schröder und Karl Bischoff (beide ehemals Halle an der Saale), eine rigide Hochschulpolitik: Rufe wurden fast ausschließlich nur solchen Wissenschaftler*innen erteilt, die auch Parteimitglieder waren. Obwohl wichtige Institutionen des akademischen Betriebs wie der Max Niemeyer Verlag früh in den Westen ausgewandert waren, wurden Publikationsorgane und Reihen, die noch heute Schwergewichte im Feld darstellen, am Leben erhalten. Eine besondere Stellung nimmt die Zeitschrift *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* ein, die fachintern unter

-
- 8 Neben den im Folgenden zitierten Titeln sind außerdem zu nennen: Klaus Melle: Zur Mediävistik in der DDR und ihrem Erscheinungsbild in der ZfG. In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 50 (2002), S. 989–1006; Jens Saadhoff: Germanistik in der DDR. Literaturwissenschaft zwischen »gesellschaftlichem Auftrag« und disziplinärer Eigenlogik. (Studien zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 13) Heidelberg 2007 sowie der Themenschwerpunkt Germanistik in der DDR. In: Mitteilungen des deutschen Germanistenverbandes 64 (2017), S. 111–198.
- 9 Rudolf Bentzinger: Wege, Umwege und Auswege der Mediävistik in Deutschland-Ost. In: Jahrbuch für Internationale Germanistik 25 (1993), S. 8–22; ders.: Zur germanistisch-mediävistischen Editionstätigkeit in der DDR. In: Jan Cölln/Franz-Josef Holznapel (Hg.): Positionen der Germanistik in der DDR. Personen – Forschungsfelder – Organisationsformen. Berlin/Boston 2013, S. 167–184.

der Sigel *PBB* (Paul und Braunes Beiträge) läuft: Mit dem neuen Sitz des Niemeyer-Verlags in Tübingen wurde die Reihe fortgeführt, doch auch in Halle an der Saale wurden die *Beiträge* weiterhin herausgegeben, sodass es von 1955 bis 1979 zu einem Parallelerscheinen kam, was das Hallenser Herausgeber*innenteam Theodor Frings und Elisabeth Karg-Gasterstädt damals bedauerte. In ihrem Vorwort zu Band 77 von 1955 legten sie dar, dass unter ihrer Leitung »die ‚Beiträge‘ ein wesentliches Bindeglied zwischen dem Osten und dem Westen unseres getrennten Vaterlandes und darüber hinaus zwischen Deutschland und der ganzen Welt [waren]«. ¹⁰

Die Konzentration auf die textphilologische Wissenschaft hat in Reihen wie den *Neudrucken deutscher Literaturwerke*, der *Altdeutschen Textbibliothek* (ATB) und den *Deutschen Texten des Mittelalters* (DTM) zu Editionen geführt, die auch jenseits der DDR zu Standardwerken avancierten. Literaturwissenschaftlich relevante Impulse hat es desgleichen gegeben, zum Beispiel mit dem Arbeitskreis *Deutsche Literatur des Mittelalters*, der 1966 unter der Leitung von Hans Joachim Gernerz (Rostock), Heinz Mettke (Jena) und Wolfgang Spiewok (Greifswald) ins Leben gerufen wurde. Spiewok errichtete dann auch den DDR-weit einzigen Wissenschaftsbereich *Deutsche Literatur des Mittelalters*, womit er die germanistische Mediävistik als eine eigenständige Abteilung an der Universität Greifswald institutionalisierte. An diesem Institut wurde die gleichnamige Publikationsreihe *Deutsche Literatur des Mittelalters* gegründet und zahlreiche mediävistische Dissertationen und Habilitationen sind daraus hervorgegangen. Es hatte sich hier ein wahrer Mediävistik-Hub gebildet. Gerade an den kleineren Universitäten konnte die germanistische Mediävistik produktiv fortbestehen, womöglich, weil die Peripherie nicht im Zentrum des Parteiinteresses lag, wie der Jenaer Literaturwissenschaftler Reinhard Hahn vermutet. ¹¹ Ein weiterer Grund

10 Theodor Frings/Elisabeth Karg-Gasterstädt: An unsere Mitarbeiter und Leser. In: *PBB* 77 (1955), keine Seitenangaben in der Veröffentlichung.

11 Reinhard Hahn: »In der Deutschen Demokratischen Republik hat das Mittelalter endgültig ausgespielt«. Die Jenaer Altgermanistik zwischen Beharrung und sozialistischer Umgestaltung. In: Jan Cölln/Franz-Josef Holzner (Hg.):

dafür könnte sein, dass in der DDR ohnehin das Mittelalter weniger politisiert wurde als die Zeit des sogenannten »Bauernkriegs«, was sich am eindrücklichsten in der Gedenkstätte auf dem Schlachtberg bei Bad Frankenhausen ausdrückt. Der Auftrag dazu wurde 1976 erteilt, das Bauernkriegspanorama öffnete erst kurz vor dem Mauerfall am 14. September 1989 und wurde in diesem Sinne nolens volens zum Denkmal der DDR-Zeit. Das ca. 10 km nördlich des Bauernkriegspanoramas gelegene mediävale Kyffhäuser-Denkmal (auch Barbarossa-Denkmal), das zwischen 1892 und 1896 zu Ehren von Kaiser Wilhelm I. entstanden war, blieb absurderweise während der gesamten Zeit der DDR weitgehend unangetastet. Wie hingen diese kulturgeschichtlichen Entwicklungen mit der wissenschaftlichen Erforschung des Mittelalters im Osten zusammen, bzw. wie wirkten sie sich auf diese aus? Diese und ähnliche Fragen gilt es zu stellen, wenn man, wie von Perplies und Ott vorgeschlagen, einmal die vermeintlichen Leerstellen der Fachgeschichte aufarbeitet. An dieser Stelle sei dafür plädiert, die Geschichte der Ost-Germanistik bei diesem Unterfangen unbedingt zu berücksichtigen.

Eines dürfte jedenfalls klar geworden sein: Ott und Perplies stoßen etwas an. Sie machen darauf aufmerksam, dass es hinfällig geworden ist, als Altgermanist*in zu behaupten, der eigene Forschungsgegenstand liege in einem vornationalen wie präkolonialen Zeitalter und sei deswegen auch nicht geeignet für postkoloniale Studien. Diese Einstellung ist bestenfalls illusorisch, vor allem aber blendet sie zwei Faktoren aus: Erstens wies schon das präkoloniale Zeitalter, womit in Europa im Anschluss an das Ende des Römischen Reichs im Regelfall das Mittelalter gemeint ist, teilweise Strukturen auf, die konzeptionell als kolonialistisch bezeichnet werden können (man denke allein an den Sklavenhandel); und zweitens ist die Weise, wie wir auf mittelalterliche Quellen zurückgreifen, stets »kontaminiert« von verschiedenen Faktoren, die unser Fach, unser Studium und uns selbst geformt haben. Koloniale Rückstände sind vielleicht nicht unbedingt in den Quellen

selbst angelegt, aber im Zugang zu ihnen spielen koloniale oder nationalistische Machtgefüge eine Rolle. Ein wichtiger Schritt in der von Ott und Perplies angestoßenen Denkrichtung bestünde etwa darin, möglichen biografischen Verflechtungen von Mediävist*innen mit kolonialen Gemengelagen nachzugehen. So wie auch die nationalsozialistische Vergangenheit der Fachvertreter allmählich erforscht wird (jüngst an dem Fall von Wolfgang Stammler exemplifiziert), so werden weitere Einzelstudien ein erhöhtes Maß an Selbstreflexion im Fach bringen, was ihm nur zugutekommen kann.

Bedeutet all dies einen Ruf nach der Überwindung der einstigen Nationalphilologie? Schafft sich mit dem Vorstoß von Ott und Perplies die Germanistik selbst ab? Wohl kaum. Hier geht es nicht um eine Ausradierung, sondern um ein Umdenken. Die Existenz der Sprache und ihrer Wirkmächtigkeit im Alltag kann nicht geleugnet werden. Vielmehr geht es in *Das romantische Mittelalter der Germanistik* um die Vision einer Polyphonie. Mehrstimmigkeit als Prinzip Hoffnung – für Ott und Perplies kann sich die integrative Funktion von Sprache und Literatur erst mit der Akzeptanz von Heterogenität entfalten. Dazu gehören für sie neben Menschen mit diversem und Minderheitenhintergrund, die sich für das Fach Germanistik begeistern lassen, ebenso demokratische Publikationsformen, die transparent und zugänglich sind, wie mehr Interdisziplinarität auf der Ebene der Lehre. Diese institutionellen Veränderungen würden nach sich ziehen, dass sich das gesamte Fach neu definieren und aufstellen müsste, um dynamisch und am Nerv der Zeit zu bleiben.

Sicherlich werden in – vielleicht sogar absehbarer – Zukunft weitere Ansätze zum postromantischen hinzutreten (z.B. ein posthumanistischer), aber umso mehr ist damit unterstrichen, dass die Arbeit von Literaturwissenschaftler*innen und Textforscher*innen nicht aufhört und dass ausgebildete Kenner*innen auf diesem Gebiet stets gefragt sein werden, um die Aufgabe der Erneuerung gewissenhaft voranzutreiben. Das betrifft im Übrigen alle Geistes- und Sozialwissenschaften, wo Paradigmenwechsel ständig innovative Denkweisen und Analysemittel einfordern. Was die Germanistik betrifft, haben Ott und Perplies in diesem Sinne nicht nur einen Blick auf die komplexe Geschichte des

Fachs geworfen, sondern produktiv zukunftsorientierte Umsetzungsmöglichkeiten einer kreativen (Alt-)Germanistik formuliert. Die wichtige Botschaft dabei lautet: *die* Mittelalter zulassen, ja, im Plural.

Danksagung

Bücher schreiben sich nicht allein, das ist klar. Bücher schreiben sich auch nicht zu zweit – selbst wenn in diesem Fall zwei Namen auf dem Cover stehen. Zahlreichen Menschen an zahlreichen Orten haben wir zu danken und bei zahlreichen Menschen stehen wir in der Schuld. Zunächst ist da Ricarda Wagner, die dieses Buch eigentlich mit uns hätte schreiben sollen, und deren Ideen, Argumente, Klugheit, Witz und Stil auf jeder Seite fehlen. Zu danken haben wir außerdem Racha Kirakosian, die sich bereit erklärt hat, mit einem Nachwort unsere Überlegungen nicht nur zu unterstützen, sondern auch zu erweitern und zu ergänzen.

Michael Ott hat wieder einmal Diana zu danken, die ein weiteres Buch mit ihm ertragen hat. Auch sein Doktorvater, Ulrich Wyss, steckt immer wieder in den Argumenten dieses Buchs. Nicht, weil er jedes der Argumente unterschreiben würde, sondern weil er die Geschichte der Germanistik gelehrt hat – und weil er deutlich machen konnte, dass diese Geschichte wichtig ist. Ein großes Dankeschön geht auch nach Freiburg, wo Michael einen großen Teil seines Schreibpensums für dieses Buch absolviert hat. Zu danken ist insbesondere Sabine Rischer, die Freiburg noch angenehmer gemacht hat, sowie Meret Wüthrich, die einen ersten Entwurf des Buchs gelesen und kommentiert – und für gut befunden hat.

Helge Perplies hat auf seinen beruflichen Stationen verschiedene Menschen getroffen, die mit ihm über die Germanistik diskutiert haben; darüber, wie sie ist, und darüber, wie sie sein sollte. Stellvertretend seien hier nur Philipp Schoßau, Claus-Michael Schlesinger, Peter C.

Pohl und Tillmann Heise genannt; sie alle haben auf ihre Weise zu diesem Buch beigetragen. Zu danken ist auch Tobias Bulang, der Helge nicht nur nach Heidelberg geholt hat, sondern ihn auch dann nicht aus dem Schlossblick-Büro geworfen hat, als die zugehörige Stelle längst ausgelaufen war. Und ohne Clara hätte er es auch bis zu dieser Danksagung nicht geschafft.

Herzlicher Dank geht außerdem nach Heidelberg, wo wir trotz des romantischen Ausblicks und der philologischen Tradition am Germanistischen Seminar viele Gelegenheiten hatten, Fragen und Ideen einzubringen, die wir in diesem Buch ›postromantisch‹ genannt haben. Für die angeregten und anregenden Diskussionen danken wir unter anderem Tobias Bulang, Philipp Friedhofen, Sophie Knapp, Ludger Lieb, Isabella Managò, Hannah Mieger, Linus Möllenbrink, Philip Reich, Stefan Seeber, Sarina Tschachtli, Felix Urban und Laura Velte.

Unser Dank geht zudem an den transcript Verlag, wo man gleich von unserem Manuskript überzeugt war. Shirley Buchmann hat uns bei der Einrichtung des Literaturverzeichnisses unterstützt und für den letzten Schliff an diesem Manuskript hat dann Lena Lindhoff gesorgt, die das Korrektorat übernommen hat und der wir für ihren genauen Blick dankbar sind.

Zu danken haben wir schließlich der VolkswagenStiftung, die unser Projekt in ihre Förderlinie »Originalitätsverdacht? Neue Optionen für die Geistes- und Kulturwissenschaften« aufgenommen hat. Das hat uns nicht nur darin bestärkt, dass die Fragen und Ideen, die uns schon länger beschäftigt haben, ein interessantes Buch ergeben könnten, sondern es hat überhaupt erst den Rahmen geschaffen, in dem wir dieses Buch schreiben und publizieren konnten. Wir danken der Stiftung herzlich für die Unterstützung und für die Flexibilität im Umgang mit den kleineren und größeren Planänderungen im Laufe des Projekts.

[transcript]

WISSEN. GEMEINSAM. PUBLIZIEREN.

transcript pflegt ein mehrsprachiges transdisziplinäres Programm mit Schwerpunkt in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Aktuelle Beiträge zu Forschungsdebatten werden durch einen Fokus auf Gegenwartsdiagnosen und Zukunftsthemen sowie durch innovative Bildungsmedien ergänzt. Wir ermöglichen eine Veröffentlichung in diesem Programm in modernen digitalen und offenen Publikationsformaten, die passgenau auf die individuellen Bedürfnisse unserer Publikationspartner*innen zugeschnitten werden können.

UNSERE LEISTUNGEN IN KÜRZE

- partnerschaftliche Publikationsmodelle
- Open Access-Publishing
- innovative digitale Formate: HTML, Living Handbooks etc.
- nachhaltiges digitales Publizieren durch XML
- digitale Bildungsmedien
- vielfältige Verknüpfung von Publikationen mit Social Media

Besuchen Sie uns im Internet: www.transcript-verlag.de

Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter: www.transcript-verlag.de/vorschau-download

